1,60 DM / Band 275
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

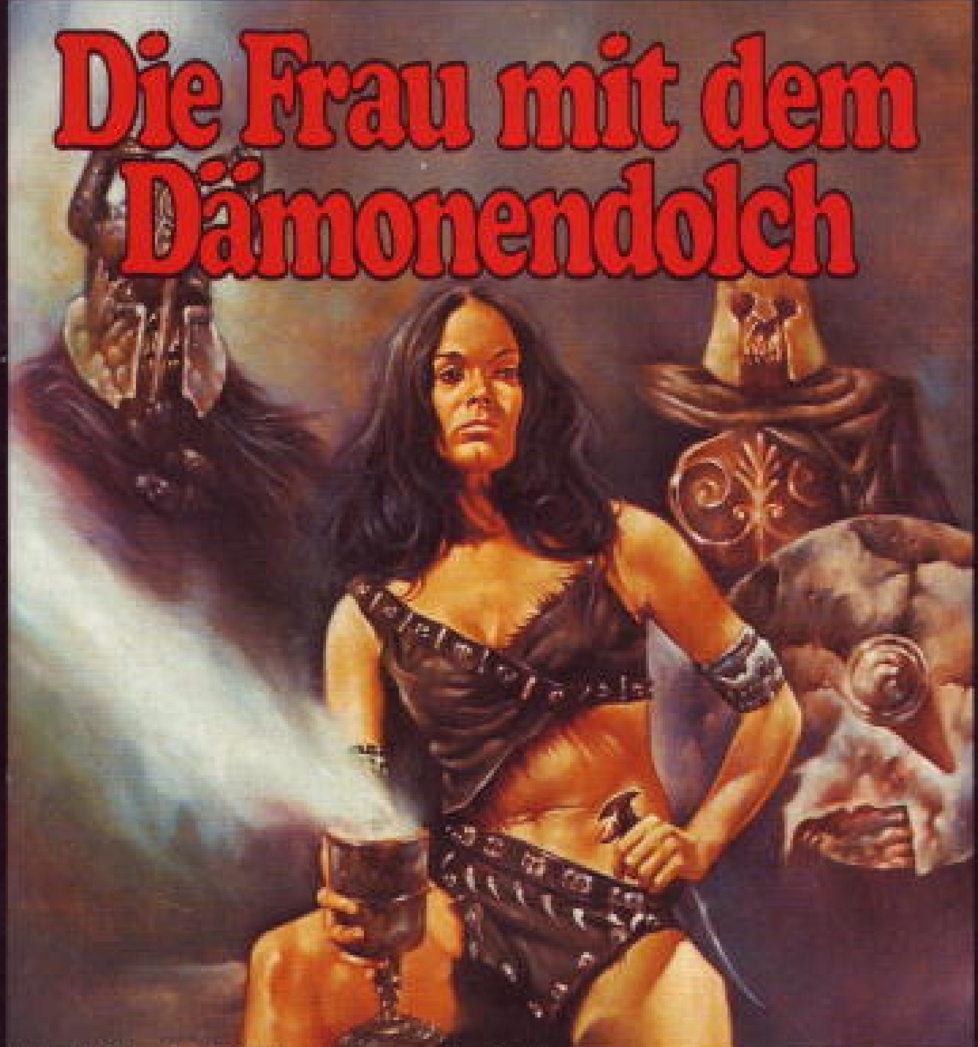
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Frau mit dem Dämonendolch



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Die Frau mit dem Dämonendolch

John Sinclair Nr. 275

von Jason Dark

erschienen am 11.10.1983

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Die Frau mit dem Dämonendolch

Die Stimme schien aus dem Nichts zu kommen, aus der Dunkelheit. Aber die Stimme existierte, und sie gab gnadenlos ihre Befehle und Anordnungen. »Du bist da, Tricia?«

»Hat dich jemand gesehen?«

»Nein!«

»Weiß man von deinen Vorbereitungen?«

»Ich habe zu keinem ein Wort gesagt!« Tricia antwortete leise. Ihre Stimme zitterte. Sie wußte, daß sie vor der entscheidenden Wende in ihrem Leben stand. Eine neue Seite im Buch des Schicksals war aufgeschlagen worden, und Tricia würde sie annehmen, denn was sie erleben sollte, bekamen nur wenige geboten.

Vielleicht war sie sogar die einzige…

»Ja!«

Die Stimme schwieg eine Weile. Fast hatte es den Anschein, als müßte sie sich erst wieder regenerieren und die nötige Kraft schöpfen, dann aber klang sie abermals auf, und sie hatte nichts von ihrer Bestimmtheit und Härte verloren.

»Du weißt, daß es viele Arten gibt, Menschen zu töten. Ich habe sie alle durchprobiert, und ich habe mich daran erfreut. Nach meinen Überlegungen bin ich zu der Feststellung gekommen, daß es eine Art von ganz besonderer Bedeutung gibt. Das Antöten…«

Nach dem letzten Wort legte die Stimme, die sowohl einem Mann als auch einer Frau gehören konnte, eine Pause ein.

Tricia schwieg ebenfalls. Sie stand in der Dunkelheit, starrte nach vorn und sah nicht einmal die Umrisse der schmalen Fenster, denn die Scheiben waren durch Vorhänge so dicht verdeckt worden, daß kein Lichtstrahl hindurchfiel.

Zudem wurde es draußen dunkel. »Hast du gehört, was ich dir gesagt habe, Tricia?«

»Das Antöten…«

»Es ist am allerwichtigsten, und dich, meine Liebe, habe ich ausgesucht. Du wirst sie antöten, und alles andere uns und mir überlassen. Dafür werden wir dich reich belohnen. Und jetzt gib acht.«

Kaum war das letzte Wort gesprochen worden, als etwas auf Tricia zuwirbelte.

Es war so geworfen worden, daß sie nur zuzugreifen brauchte, und sie drehte ihre linke Hand um einen Griff.

Er gehörte zu einem Kelch oder Becher, dessen Gefäß oberhalb des Griffes tulpenförmig aufschwang. Kaum hatte Tricia den Kelch gefaßt, als bereits das nächste Teil aus der Dunkelheit flog. Diesmal blitzte es für einen Moment auf, bevor es in der rechten Hand der Frau seinen sicheren Platz fand.

Wieder umklammerten die Finger einen Griff. Diesmal allerdings gehörte er zu einer Waffe.

Einem Messer!

Dessen Klinge war ebenso schwarz wie die Dunkelheit. Das Blitzen vorhin hatte eine andere Ursache gehabt, über die Tricia nicht näher nachdachte. Für sie allein zählten das Messer und der Kelch. Diese beiden Dinge brauchte sie, darauf hatte sie lange gewartet.

Hart hielt sie die so unterschiedlichen Gegenstände umklammert. So fest, als wollte sie diese Dinge nie mehr in ihrem Leben loslassen. Und so war es auch. Sie würde sie freiwillig nicht mehr abgeben. Erst der Tod konnte sie davon trennen.

Wieder erklang die Stimme. »Du kennst deinen Auftrag, Tricia?«

»Ja, Gebieter.«

»Damit entlasse ich dich jetzt. Aber sei gewiß. Was immer du tust

und unternimmst, ich werde überall in deiner Nähe lauern. Ab jetzt bist du nicht mehr Tricia di Monti, sondern eine andere. Du wirst Mächten gehorchen, die über dir stehen und dich schützen. Du wirst erleben, daß es Dinge gibt, die für normale Menschen unfaßbar und unbegreifbar sind. Du wirst von einer Götzen- und Dämonenpest hören, und du wirst darüber stehen und eiskalt lächeln. Ein Zurück gibt es ebenfalls nicht mehr. Nicht für dich, Tricia, denn du bist mit der Annahme dieser beiden Gegenstände in den Kreislauf der Magie völlig eingeschlossen. Es gibt keine Tricia di Monti mehr, nur noch die Frau mit dem Dämonendolch…«

***

Der Löwe guckte uns so traurig an, daß wir schon beinahe Mitleid mit ihm bekamen und der kleine Johnny mich fragte, ob ich nicht ein Stück Fleisch für das Tier übrig hätte.

Dann riß der Löwe sein Maul auf, und beide zuckten wir zurück. Wir schauten in seinen Rachen, hörten ein gedämpftes Brüllen, und Johnny wurde blaß.

Ich lachte. »Möchtest du noch immer mit ihm spielen?«

»Nein, das nicht, Onkel John. Komm, laß uns weitergehen!«

»Und wohin?«

»Zu den Tigern.« Er schaute mich von unten her an. »Wir haben doch noch Zeit — oder nicht?«

Ich lächelte. »Natürlich haben wir Zeit. Die Vorstellung fängt erst in einer Stunde an.«

Wenn ich Vorstellung sagte, meinte ich eine Zirkusvorstellung damit.

Schon lange hatte ich meinem Patenkind versprochen, mit ihm einen Zirkus zu besuchen. Und was man Johnny einmal versprach, das vergaß er auch nicht. Da konnte kommen, was wollte, und in letzter Zeit war es knüppeldick gekommen, auch für den Jungen, so daß seine Eltern und ich der Meinung waren, daß er eine kleine Abwechslung verdient hatte.

Deshalb der Besuch im Zirkus.

Auch ich wollte mich ablenken, denn die letzten Abenteuer steckten mir noch in den Knochen. Erst zwei Tage war es her, da hatten wir Professor Chandler, einen genialen Mathematiker und Dämonenforscher, verabschiedet. Er war wieder zurück nach Österreich gefahren, um sich seinen Forschungen zu widmen. Wir hatten einen sehr deprimierten Mann zum Flughafen begleitet, denn der Mensch, der vor einer Million Jahren schon einmal gelebt hatte und auf den Namen Bandor hörte, war tatsächlich in Chandler wiedergeboren worden. Damals war er ein Dämonenjäger gewesen. Durch eine Verkettung magischer Umstände war er in die Gegenwart geschleudert und durch den Biß eines Werwolfs selbst zu einer solchen

Bestie geworden. Bandor war praktisch Luparos letztes Opfer gewesen, bevor dieser von Suko mit der goldenen Pistole getötet worden war. Dann hatten wir eine Wolfsmagie erlebt, und der Reporter Bill Conolly war zusammen mit dem Professor in die Vergangenheit geschleudert worden, wo ihm klargemacht wurde, daß die Wolfsmagie mit die älteste überhaupt war. Bill war mit Lupina zusammengetroffen und hätte sie fast töten können. Im letzten Augenblick war sie ihm entwischt. Wahrscheinlich blieb sie erst einmal im Ozean der Zeit gefangen. [1]

Sollte sie wieder auftauchen, würde sie nicht mehr die gleiche Kraft besitzen wie früher, denn nun war sie von ihrem Sohn Luparo getrennt worden und nicht mehr resistent gegen geweihte Silberkugeln.

Auf jeden Fall konnten wir sie vergessen, und ich wollte — wenigstens für den heutigen Abend — auch meinen Job vergessen und mich über die Attraktionen eines Zirkus freuen.

Johnny natürlich auch. Besonders stolz war er, daß er mit uns in die Abendvorstellung durfte. Bill und Sheila — seine Eltern — waren allerdings nicht in der Tierschau gewesen, die wollten Johnny und ich uns allein anschauen. Mit Bill und Sheila hatten wir einen Treffpunkt zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung ausgemacht. Karten besaßen wir schon.

Die Tierschau war natürlich etwas für Johnny. Die meisten wilden Tiere in ihren Käfigwagen hatten wir schon besichtigt. Es fehlten nur noch einige Exoten, unter anderem Tiger und Elefanten.

Zwischen den Tiger- und Elefantenwagen gab es noch eine Attraktion.

Es war eine Eisbude, und plötzlich verspürte Johnny einen rasenden Hunger auf Eis.

»Was hätten denn deine Eltern dazu gesagt?« fragte ich ihn.

Johnny blieb stehen, verzog die kleine Nase, scharrte mit dem Fuß und druckste ein wenig herum. Er sagte aber nichts.

Das tat ich dafür. »Sie hätten dir also kein Eis gekauft«, stellte ich fest.

»Nein, Onkel John, so ist das auch nicht. Es kommt immer darauf an, welche Laune Dad und Mummy haben. Manchmal bekomme ich abends auch ein Eis…«

»Okay, dann will ich heute auch nicht so sein.«

Da hatte ich Johnny eine Riesenfreude gemacht. Ich holte ihm ein kleines. Er hatte schon einiges in sich hineingestopft. Einen Hamburger, Popcorn, Zuckerwatte, dazu kam jetzt noch das Eis.

Während wir herumstanden und Johnny das Eis leckte, hatte ich genügend Zeit, mich umzuschauen.

Es war ein großes Gelände, das der Zirkus gemietet hatte. Direkt an

der Themse lag es, und es war sogar noch genügend Platz für parkende Autos vorhanden.

Wir hatten auch Glück mit dem Wetter. Nach der langen Regenperiode war es mittlerweile einige Tage schön geblieben, und dieser Abend schien überzugehen in eine laue Sommernacht. Es war noch nicht dunkel, die Dämmerung kroch erst allmählich heran, aber am Festzelt hatte man bereits die Beleuchtung eingeschaltet.

Ein buntes Allerlei aus Glühbirnen bildete lange, geschwungene Ketten, die nicht nur den breiten Zelteingang markierten, sondern auch über dem Zelt als Girlanden hingen und an der Frontseite den Namen des Zirkus schrieben: ›DI MONTI!‹

Diesen Namen, aus bunten Birnen in übergroßen Lettern geformt, las jeder, der sich dem Zelt näherte. Er war überhaupt nicht zu übersehen, und die farbige Vielfalt der Birnen strahlte bis auf den Erdboden vor dem Zelt ab, wo der bunte Strahlenteppich die Gesichter der Menschen mit Farbe übergoß.

Es herrschte bereits ein großer Andrang. Aus zwei großen, an Stangen hängenden Lautsprechern dröhnte Musik. Zumeist Marschlieder sowie Melodien aus Operetten und Musicals. Die meisten Besucher kamen dadurch schon in die richtige Stimmung.

Sehr gut besucht war natürlich auch die Tierschau. Die Wagen bildeten praktisch eine seitliche Verlängerung des Zelts und hörten erst dort auf, wo die Wohnwagen der Artisten und zahlreichen Helfer begannen.

Johnny aß die Waffel.

»Fertig?« fragte ich.

Er nickte mit vollem Mund.

»Dann können wir ja weitergehen. Hast du ein bestimmtes Ziel?«

Johnny schluckte erst und sprach von den Elefanten, die er gern sehen wollte.

Ich schaute auf die Uhr. Es blieb noch genügend Zeit übrig, so machten wir uns auf die Suche nach den Elefantenwagen.

In dem herrschenden Gedränge mußte ich mich zunächst einmal orientieren, wo die Wagen mit diesen großen Tieren überhaupt standen.

Auch Johnny wollte sie sehen. Er sprang hin und wieder in die Höhe, war aber zu klein, um etwas erkennen zu können.

Im Wagen entdeckten wir die Tiere nicht. Dafür in einem Gehege. Das erkannte ich an einem Hinweisschild, das ich nur durch Zufall entdeckte.

Jetzt war Johnny nicht mehr zu halten. Wir gerieten in den Teil der Tierschau, der so ziemlich am Ende lag. Danach standen bereits die Wohnwagen der zahlreichen, Artisten, Künstler und Helfer.

Das Gehege der Elefanten war vergittert. Nicht mehr viele Zuschauer

wollten die Tiere mit den gewaltigen Rüsseln sehen, und auch wir konnten uns nicht lange aufhalten, da die Zeit allmählich knapp wurde.

Eine Runde um das Gehege, mehr war nicht drin.

Johnny hatte seinen Spaß. Er sah sechs gewaltige Tiere, die sich kaum bewegten, aber dauernd beobachteten. Manchmal schlugen sie auch mit dem Rüssel. Sie fegten damit über den Boden oder nahmen Strohbüschel auf, die sie sich in die geöffneten Rachen schoben.

Johnny blieb am Gitter stehen und staunte laut. Seine Hände hatte er um die Stäbe gekrallt. »Auf so einem Elefanten möchte ich mal sitzen, Onkel John«, sagte er.

»Du kannst ja mit deinem Vater nach Afrika oder Indien fahren.«

»Nein, hier.«

»Das wird wohl kaum möglich sein«, lachte ich.

»Schade.« Seine Stimme klang enttäuscht.

Wie viele Kinder seines Alters, hatte auch er eine besondere Beziehung zu Tieren. Er mochte sie einfach. Ob es Katzen oder Hunde waren, Johnny hatte keine Angst vor ihnen, und wie oft spielte er mit seinem Tier. Es war die Wölfin Nadine. In ihr steckte die Seele eines Menschen, und sie lebte bei den Conollys, wobei sie oft genug schon als Johnnys Beschützer aufgetreten war.

Nadine suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, wieder so zu werden wie früher. Ihre Seele sollte heraus aus dem Körper und einen anderen finden. Bis jetzt war ihr dies trotz zahlreicher Bemühungen nicht gelungen.

Das heißt, zwei Trennungen hatte es bereits gegeben, aber eine starke Magie drängte die Seele der Nadine immer wieder in den braunen Wolfskörper zurück.

Als ich Schritte hörte, drehte ich mich um. Es waren einige Artisten, die den Wohnwagen verlassen hatten und gemächlich auf das Zelt zumarschierten.

Vier junge Männer und ein Mädchen. Sie trugen bereits Trikots.

Gestreifte Anzüge im Stil der Jahrhundertwende. Wahrscheinlich wollten sie Turnübungen vorführen. Sie unterhielten sich laut und lachten hin und wieder. Uns sahen sie nicht.

Mir fiel auf, daß wir jetzt nur noch die einzigen Besucher bei den Elefanten waren. Niemand interessierte sich noch für diese Tiere, und auch ich wollte wieder weg. Schließlich hatte ich Johnnys Eltern versprochen, pünktlich zu sein.

Ich tippte meinem Patenkind auf die Schulter. »He, mein Lieber, es wird Zeit.«

Johnny drehte den Kopf und schaute mich traurig an. »Noch ein bißchen, Onkel John.«

Mit mir konnte er es ja machen. Seine Eltern hätten wahrscheinlich

anders reagiert. Ich schaute auf meine Uhr und nickte. »Also gut, mein Lieber, zwei Minuten.«

»Echt?«

»Ja.«

»Dann laufe ich einmal um den Gitterkäfig.«

»Meinetwegen. Aber ärgere die Elefanten nicht. Sie werden…«

»Ich weiß, Onkel John. Elefanten haben das beste Gedächtnis der Welt. Das habe ich mal von Daddy gehört.«

»Da hat dein Vater recht. Ein Elefant vergißt nichts. Der erinnert sich noch nach Jahren.«

Die letzten Worte bekam Johnny schon nicht mehr mit, er war bereits losgelaufen.

Ich schaute ihm lächelnd hinterher. Mein Lächeln aber zerbrach in den nächsten Sekunden, denn ich hörte plötzlich einen schrillen Schrei!

***

Zuerst dachte ich an eine Täuschung. Kaum war mir der Gedanke gekommen, als sich der Schrei wiederholte und mir plötzlich noch lauter vorkam.

Ich schaute zuerst in Johnnys Richtung.

Der Junge befand sich bereits an der gegenüberliegenden Seite des Käfigs. Ich sah ihn an den Zwischenräumen der einzelnen hohen Stangen entlang huschen.

»Nein, du bist verrückt! Das ist Wahnsinn. Das kannst du nicht machen, verflucht…!«

Es war ernst. Verdammt ernst sogar, und ich wirbelte herum. Die Stimmen und der Schrei waren aus einer bestimmten Richtung aufgeklungen. Und zwar hinter mir. Genau dort, wo sich die zahlreichen Wohnwagen wie eine Herde Schafe zusammendrängten und in einem gewissen Chaos zusammenstanden.

Da mußte ich hin.

Um Johnny konnte ich mich nicht kümmern. Zudem sah ich den Kleinen als sicher an, drehte mich und rannte los.

Zwar standen die Wagen ziemlich nahe beieinander, trotzdem gab es Lücken zwischen ihnen. Das waren die Verbindungswege, und in den ersten tauchte ich hinein.

Daß nur ich auf die Schreie aufmerksam geworden war, bewies mir, daß sich die übrigen Artisten und Mitglieder der Truppe bereits am Hauptzelt befanden.

Nach wenigen Yards änderte sich die Aufstellung der Wohnwagen. Jetzt standen sie sich nicht mehr so gegenüber, daß sie eine Gasse bildeten, sondern waren zu einem Rundling oder einer Wagenburg aufgebaut. Vor ihnen befand sich ein großer freier Platz.

Und dort sah ich die Frau.

Sie schrie noch immer. Kauerte auf dem Boden und hielt sich das Gesicht. Eine andere Person war ebenfalls in der Nähe. Leider konnte ich beide nicht genau erkennen, weil Dämmerlicht vom Himmel sickerte und die Szene verschwamm.

Ich sah aber die zweite Person deutlicher. Sie hatte eine andere Haltung eingenommen, stand leicht schräg und hielt den rechten Arm erhoben.

Aus ihrer Faust stach etwas Spitzes hervor.

Die Klinge eines Messers!

War die Frau dabei, eine andere umzubringen? Plötzlich raste mein Herz. Ich schrie sie an: »Lassen Sie das! Sind Sie wahnsinnig!«

Erst jetzt sah sie mich und zuckte auch herum. Sie mußte schon umgezogen sein, denn so lief ein normaler Mensch nicht herum. Sie trug nur eine breite dunkle Bikini-Hose und ein etwas schräg sitzendes Oberteil, das den fülligen Busen verdeckte und zwei armbreite Träger besaß, die über die Schultern liefen. Das Haar war dunkel. Vom Gesicht konnte ich nicht viel erkennen, dazu war das Licht nicht gut genug.

Für einen Moment rührte sie sich nicht. Dann aber machte sie auf dem Absatz kehrt und rannte lachend davon. Sie war sehr schnell. Ich wollte sie auch nicht verfolgen, sondern kümmerte mich um die am Boden hockende Frau.

Als ich neben ihr stand, hörte ich ihr Weinen und Stöhnen. Noch immer hielt sie die Hände gegen ihr Gesicht gepreßt, und ich ging ebenfalls in die Hocke, um mit ihr reden zu können.

»Was ist mit Ihnen?« fragte ich. »Sind Sie verletzt?«

Die Frau zog die Nase hoch. Allmählich sanken ihre Hände nach unten.

Sie war noch jung, und sie trug keine glitzernde Zirkuskleidung, sondern einen Arbeitsanzug. Wahrscheinlich war sie Tierpflegerin.

Das alles nahm ich nur am Rande wahr. Viel wichtiger war ihr Gesicht.

Und zwar die linke Hälfte. Dort hatte die Klinge sie getroffen. Ein böser Schnitt, der eine ziemlich tiefe Wunde hinterlassen hatte. Sie hatte sich wie ein Querstreifen über ihre Wange gezogen, und das Blut sickerte in dicken Tropfen daraus hervor.

Das Mädchen mußte Schmerzen haben. Es schaute mich an, wollte etwas sagen, stöhnte jedoch nur.

»Wer hat es getan und warum?« fragte ich.

»Sie…sie ist verrückt.«

»Wer denn?«

Als ich nach ihrem Arm griff, schüttelte sie sich. »Nein, lassen Sie mich, Mister, nicht!«

»Sie können doch nicht…«

»Doch, ich kann.« Plötzlich hörte ihr Schluchzen auf, und sie war wieder völlig normal. »Es…es ist alles meine Schuld, glauben Sie mir! Alles nur meine Schuld. Ich hätte mich eben auf das Spiel nicht einlassen sollen, verstehen Sie?«

»Auf welches Spiel?«

Sie zog die Nase hoch und schüttelte den Kopf. Die kurzen hellen Haare vibrierten. »Das spielt keine Rolle, Mister. Halten Sie sich bitte da raus, okay?«

Das wollte ich nicht. »Sie sind angegriffen worden. Man hat Sie mit einem Messer traktiert und verletzt.«

Das Mädchen wischte über seine Wunde. »Na und?«

Fast hätte ich gelacht. »Mehr haben Sie nicht zu sagen?«

»Nein.« Sie schaute mich an. Dabei hatte sie Mühe, ihren Schmerz zu überspielen. »Sie sind bestimmt ein Besucher. Oder irre ich mich da, Mister?«

»Keineswegs.«

Sie schaute zu, wie das Blut zu Boden tropfte. »Dann verschwinden Sie jetzt, sonst verpassen Sie noch den Beginn der Vorstellung. Das wäre schlimm. Es ist wirklich ein gutes Programm«

»Und Sie?«

»Ich komme schon zurecht. Keine Sorge.« Sie verzog die Mundwinkel.

Vielleicht sollte es ein Lächeln werden, für mich allerdings war es mehr eine Grimasse. Sie mußte stärkere Schmerzen haben, als sie zugeben wollte. Geschickt stemmte sie sich auf die Füße.

Auch ich kam hoch. Noch einmal trafen sich für einen Moment unsere Blicke, dann drehte sie mir den Rücken zu und ging davon.

Wäre ich allein gewesen, hätte ich sie verfolgt. Aber ich mußte an mein Patenkind denken und schaute ihr so lange nach, bis sie zwischen den Wagen verschwunden und nicht mehr zu sehen war.

Mir gefiel die Sache überhaupt nicht. Da ging ich nichtsahnend los, hörte plötzlich Schreie und begegnete einem Mädchen, das von einer anderen mit dem Messer attackiert worden war. Welchen Grund gab es für diese Tat?

Automatisch dachte ich an die Geschichte, die man sich so über den Zirkus und sein Personal erzählte. Man las oder hörte ja des öfteren von großen Eifersuchtsdramen, von Totschlag, Mord und anderen schlimmen Dingen.

Gerade das Zirkusmilieu sollte dafür ja angeblich wie geschaffen sein.

Daran wollte ich nicht glauben. Das waren alte Vorurteile, aber hier hatte ich es mit eigenen Augen erlebt. Seltsam war nur, daß sich die Verletzte nicht hatte helfen lassen wollen. Ob ich vielleicht in ein Eifersuchtsdrama hineingeraten war?

»Onkel John, Onkel John!« Ich hörte die Stimme meines Patenkindes. »Wo bist du denn?«

Sein Rufen riß mich aus meinen Gedanken. Jetzt machte ich mir schon Vorwürfe, daß ich ihn so lange allein gelassen hatte. Rasch wandte ich mich um und lief den Weg zurück.

Der Junge stand vor dem Gitter. Er drehte seinen Kopf, um in alle Richtungen zu schauen. Als ich den Komplex der Wagen verließ, winkte ich ihm zu.

Johnny sah mich und rannte mir entgegen. »Endlich«, sagte er, meine Hand fassend, »ich habe schon gedacht, daß du ohne mich losgelaufen wärst.«

»Aber Johnny, sag nicht so etwas. Ich werde dich doch nicht allein lassen, mein Kleiner.«

»Aber du warst weg.«

»Ja, ich…«

»Mußtest du mal?« fragte er mich.

Ich lachte. »So kann man es auch sagen.«

»Jetzt lasse ich dich aber nicht mehr los. Erst wenn wir bei Mummy und Daddy sind.«

»Klar doch!« Ich warf einen Blick auf die Uhr. Himmel, es wurde wirklich Zeit. Wir hatten uns schon verspätet. Sheila und Bill würden sich Sorgen machen, denn der Zeitpunkt für den wir uns verabredet hatten, war bereits erreicht.

»Willst du laufen?« fragte ich den Jungen.

»Klar, und wie.«

Wir beide rannten. Die Tierschau war so gut wie geräumt worden. Wir kamen ziemlich rasch voran, und erst in der Nähe des Eingangs drängten sich die Menschen.

Hier erfaßte uns auch das bunte Licht. Johnny hatte seinen Spaß. »Wie ein Clown sehe ich aus!« rief er, lachte und hüpfte von einem Fuß auf den anderen.

»Da sind ja die Ausreißer«, hörte ich eine bekannte Männerstimme. Sie gehörte meinem Freund Bill Conolly. Mit einem Blick auf die Uhr kam er näher. »Es ist auch kein Verlaß mehr auf die Polizei«, erklärte er. »Vier Minuten Verspätung.«

»Entschuldige, Bill, aber…«

»Onkel John mußte mal«, plapperte der Kleine, worauf Bill und ich anfingen zu lachen. Damit war das Thema erledigt, und wir wandten uns dem Eingang zu.

Sheila kam ebenfalls. »Aha«, sagte sie, »die Ausreißer. Man merkt, daß du Junggeselle bist, John, du…«

»Ja, ja«, meinte Bill. »Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.«

Sheila holte tief Luft. »Was willst du damit sagen?«

»Nichts!« rief Bill, »nichts.« Er nahm seine Frau in den Arm, die,

genau wie er, anfing zu lachen.

Diese kleinen Scherze heiterten das Eheleben auf.

Sheila trug an diesem Abend etwas Neues. Das Kostüm hatte ich bei ihr noch nie gesehen. Der Stoff leuchtete in einem tiefen Blau, und er war im Gammellook gehalten. So etwas sollte ja in diesem Sommer zu einem Modehit werden. Ein asymmetrisch gestalteter Rock, hier ein Stückchen Stoff weg, da eine kleine Falte, Metallknöpfe an der Jacke, und alles war sehr weit geschnitten. Dazu trug Sheila eine strahlend weiße Bluse, die einen ovalen Ausschnitt besaß.

Wir reihten uns in die Menschenschlange ein, die bereits merklich abgenommen hatte.

Bill hielt die Karten bereit. Die Musik überschüttete uns mit flotten Marschliedern. Dazwischen hörten wir die Stimmen der Menschen, und der leichte Abendwind trug den Geruch von Grillwürsten herbei. Die Stände waren nicht einmal eine Steinwurfweite vom Eingang entfernt.

Wir gingen über Planken. Sie waren gelegt worden, damit die Besucher bei Regen nicht im Matsch laufen mußten.

Schon bald nahm uns das Zelt auf.

Johnny staunte und freute sich gleichzeitig wie ein Schneekönig. Er rieb seine kleinen Hände gegeneinander, die Augen glänzten. An den Händen seiner Eltern schritt er die breiten Stufen eines Mittelganges hinab, bis nach vorn, denn Bill hatte sich die Karten etwas kosten lassen, so daß wir alle vier dicht an der Manege saßen.

Ein gewaltiges Rund breitete sich vor uns aus. Gegenüber befand sich der Eingang für die Artisten und Mitarbeiter des Zirkus. Rechts daneben saß die Kapelle. Die Männer und Frauen mit ihren Instrumenten befanden sich auf einem Podest. Sie hatten schon Platz genommen und waren dabei, ihre Musikinstrumente zu stimmen.

Ein paar Helfer waren dabei, frischen Sand und Sägemehl in die Manege zu streuen. Wir achteten nicht weiter auf sie und suchten unsere Plätze.

In der ersten Reihe lagen sie, etwa vier Yards vom großen Mittelgang entfernt.

Aufatmend setzten wir uns. Johnny saß zwischen seinen Eltern und baumelte voller Vorfreude mit den Beinen. Ich hatte neben Sheila meinen Platz gefunden. Bill und ich rahmten sie und den Jungen von zwei Seiten ein.

Ich warf einen Blick in die Höhe. Unter dem wellenförmig verlaufenden Zeltdach befanden sich die großen Scheinwerfer. Riesige Augen, die man an den Masten installiert hatte. Sie glotzten schräg in die Tiefe, als wollten sie alles genau beobachten.

Noch brachten sie nicht ihre volle Leistung, waren aber eingeschaltet und wirkten von unten aus gesehen wie matte, glänzende Flecken.

Ich beugte mich nach links, schaute an Sheila vorbei und fragte Johnny:

»Gefällt es dir?«

»Und wie! Was kommt denn zuerst?«

Den Plan hatte Bill. Er schlug ihn auf und schaute nach. Was er sagte, hörte ich nicht, denn ich hatte mich umgedreht.

Ein Zirkusbesuch ist wieder »in« geworden. Das erkannte ich in diesen Augenblicken, denn die Reihen hinter uns hatten sich gefüllt. Ich entdeckte kaum einen leeren Platz, und es strömten noch immer Besucher in das Zelt. Auch ich ließ mich von dieser Atmosphäre gefangennehmen. Irgendwie war sie immer etwas Besonderes. Es roch nach Sensationen, nach Abenteuer. Jede Vorstellung war für die Artisten eine neue Herausforderung, Spitzenleistungen zu bringen. Da gab es kein Playback, alles wurde live gebracht, alles war echt.

Zwischen den hohen Zeltstangen schaukelten die Trapeze. Noch hingen sie ziemlich ruhig, aber bald würden todesmutige Männer und Frauen ihre Kunststücke vollführen. Die Schaukeln bestanden aus dünnem, aber stabilem Metall. Sie reflektierten oft das Scheinwerferlicht.

Ich wurde an einen Fall erinnert, der schon Jahre zurücklag. Damals war auch Bill Conolly mit von der Partie gewesen. Da ging es um den Zirkus Luzifer, und wir hatten einen gefährlichen Dämon, den Mandarin, gejagt.

Diesmal hoffte ich, vor Dämonen Ruhe zu haben, damit ich mich voll auf das Programm konzentrieren konnte.

Die Arbeiter waren noch immer damit beschäftigt, die Manege für den ersten Auftritt vorzubereiten. Da Johnny mit seinen Eltern sprach und mich nicht ablenkte, schaute ich nach vorn.

Ich sah das Mädchen!

Und es sah mich auch.

Die Blonde stand direkt vor mir. Sie schaute mich starr an. Kein Muskel verzog sich in ihrem Gesicht, ihr Blick war scharf und kam mir sezierend vor. Sie trug noch einen roten Kunststoffeimer in der rechten Hand und drehte sich jetzt so, daß ich ihr Gesicht sehen konnte.

Die Wunde war verschwunden!

Ich zwinkerte mit den Augen, wischte über sie und glaubte an eine Täuschung.

Dem war nicht so.

Glatte Haut, ohne die Spur einer Verletzung. Das war mir ein Rätsel, ich begriff es nicht. Aber ich wollte es herausfinden und mich erheben, da drehte sich das Mädchen ab, während gleichzeitig ein Lächeln über sein Gesicht huschte.

Irgendwie wissend…

***

Sie ging, denn es wurde Zeit für den Beginn. Die normale Anfangszeit war sowieso schon überschritten worden. Man gab sich ein wenig unpünktlich.

Sheila stieß mich in die Rippen, und ich zuckte zusammen »Was ist los, Mädchen?«

Bills Frau machte ein erstauntes Gesicht. »Das wollte ich dich gerade fragen.«

»Wieso?«

»Du hast wie eine Statue herumgesessen und auf ein blondhaariges Mädchen gestarrt. Kanntest du die Kleine?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Hör auf, John! Wieso eigentlich? Wenn du das so sagst, dann hast du sie auch gekannt.«

»Ja«, gab ich zögernd zu, »ich glaubte, sie zu kennen. Es war aber doch eine Verwechslung.«

»Soll ich dir das glauben?«

»Beweise mir das Gegenteil«, erwiderte ich.

»Du weißt genau, daß ich so etwas nicht kann. Aber ich komme dir noch auf die…«

Ein schmetternder Fanfarenstoß unterbrach Sheila. Es war das musikalische Zeichen für den Beginn des Programms. Gegenüber öffnete sich der große Vorhang und gab den Blick frei auf die ersten Artisten, die unter dem Beifall der Besucher die Manege betraten.

Gleichzeitig warfen die Scheinwerfer ihren langen Lichtstreifen in das große Rund, und die Kapelle schmetterte Melodien aus »Annie get your Gun«.

Von einem Augenblick zum anderen entstand eine andere Atmosphäre.

Jeder ließ sich mitreißen.

Außer mir.

Ich dachte an andere Dinge. An das Mädchen mit dem glatten Gesicht.

Und ein ungutes Gefühl breitete sich in meinem Innern aus.

Ihr Lächeln war teuflisch Sie selbst konnte sich dabei im Spiegel sehen, der an der Wand des Wagens hing, von roten Glühbirnen umrahmt war und die blanke Fläche aussehen ließ, als wäre sie mit einem hauchdünnen Blutschleier übergossen worden.

Es war geschafft. Zum erstenmal hatte sie den Dämonendolch eingesetzt, und sie war glücklich.

Deutlich erinnerte sich Tricia di Monti, wie sie das Mädchen angemacht und überfallen hatte. Ein blitzschneller Schnitt, ein Schrei, dann war alles vorbei gewesen.

Bis auf diesen Kerl.

Wie ein Geist war er gerade zur unrechten Zeit erschienen, und er hatte es noch mitbekommen, doch eine Reaktion war von ihm nicht mehr zu sehen gewesen.

Ein harmloser Besucher, der nichts begriff, so hoffte sie jedenfalls.

Tricia saß auf dem schmalen Hocker. Über den Schminktisch schaute sie hinweg, und ihr Gesicht schien in einer seichten, blutigen Masse innerhalb der Spiegelfläche zu verschwimmen.

Tricia fühlte sich gut. So gut wie lange nicht mehr, denn endlich hatte sie es geschafft. Die langen Wochen der Vorbereitungszeit waren vorbei, das Ziel konnte sie klar ins Auge fassen.

Plötzlich lachte sie, wenn sie daran dachte, wie man sie immer nannte.

Tricia, das Mädchen aus dem Dschungel. Ja, sie stammte aus dem Dschungel, war in Afrika aufgewachsen und von den di Montis mitgenommen worden. Sogar den Namen di Monti hatte sie bekommen.

Wer jedoch ihre echten Eltern waren, wußte sie nicht, denn um sie gab es ein Geheimnis. Sonst hätte sie der Stamm sicherlich nicht ausgestoßen, wenn es bekannt gewesen wäre.

Tricia fiel durch ihr Aussehen völlig aus dem Rahmen. Sie war keine Negerin. Die Haut sah zwar ein wenig dunkel aus, dafür glänzte sie stets in einem seltsamen Farbton, als hätte man sie mit graublauer Farbe behandelt.

Ihr Haar war schwarz, zudem ein wenig kraus, und ihre aufgeworfenen Lippen deuteten auf das Negerblut hin, das möglicherweise doch in ihren Adern floß.

Ein Medizinmann hatte ihr einmal gesagt, daß ihre Eltern Götzen gewesen seien. Und sie hatte es hingenommen. Mittlerweile war dieser Verdacht gestärkt worden, denn sie hatte das Gefühl, daß diejenigen, mit denen sie sich in der Dunkelheit unterhielt, et was mit ihren Eltern zu tun hatten, sie es vielleicht sogar selbst waren.

Und Tricia mußte nun deren Erbe verwalten.

Als Götterkind bezeichnete sie sich selbst. Geächtet und ausgestoßen, so war sie aufgewachsen, und wieder hatte ihr der Medizinmann erklärt, daß man sie als Kleinkind in der Höhle der Finsternis gefunden habe, einem Gebiet, das verflucht war und zwischen den schwarzen Bergen lag. Dort durften sich nur die großen Medizinmänner aufhalten, wenn sie ihre heiligen Messer weihten.

Und ein Messer hatte sie bekommen. Ein Messer, einen Dolch, ein wenig Kleidung, das war alles, was man ihr mitgab, als man sie in den Dschungel jagte. Dort fanden sie di Montis, nahmen sie mit und pflegten sie wie ihr eigenes Kind.

Vielleicht war es Schicksal, vielleicht auch Zufall, daß gerade sie zu einem Zirkus gekommen war und den Kontakt mit ihren alten

Freunden, den wilden Tieren, pflegen konnte. Schon bald hatten die di Montis ihr Naturtalent erkannt und setzten sie als Raubtierdompteuse ein. Die Tiere gehorchten ihr aufs Wort. Tricia besaß die Macht über sie, und es gab keinen Menschen, der besser mit Löwen, Tigern und anderen Raubtieren umgehen konnte.

Jeden Abend stellte sie dies unter Beweis.

Wer gab ihr die Kraft?

Tricia wußte es nicht. Wenigstens nicht genau. Nur manchmal, da hatte sie Eingebungen, da konnte sie plötzlich sehen. Immer dann, wenn sie allein in ihrem Wohnwagen hockte und in den Spiegel schaute.

Wie auch jetzt.

Noch zeigte die Fläche nur ihr Gesicht, das in dem blutroten Hauch schwamm. Aber Tricia wollte mehr sehen und hinter den Spiegel schauen, denn er verbarg seine Geheimnisse gern, das hatte sie herausgefunden. Sie hoffte, daß er ihr auch an diesem Abend eine Antwort geben würde, und sie umklammerte mit einer Hand den Dolch, während die zweite den Kelch festhielt.

Kelch und Dolch gehörten zusammen.

Blut und Waffe!

So war es ihr einmal gesagt worden. Ohne den Kelch besaß der Dolch keine Kraft, erst dieses Gefäß machte ihn so mächtig und lud ihn auf eine magische Art und Weise auf. Bevor sie jemand mit dem. Dolch attackierte, tunkte sie ihn in den Kelch und weihte ihn mit dieser seltsamen Flüssigkeit, die nicht aus Menschenblut bestand.

Ein wenig drehte sie den Kopf und beugte sich dabei zur Seite. Ihre langen Haare fielen nach vorn, bildeten vor den Augen einen Vorhang, den sie erst zurückschieben mußte, um einen klaren Blick auf das Gefäß zu bekommen.

Bis zur Hälfte war es gefüllt. Die Farbe der Flüssigkeit konnte sie nie genau erkennen, sie war jedenfalls dunkel, zudem immer ein wenig angewärmt, denn von der Oberfläche her stiegen Dämpfe über den Rand des geheimnisvollen großen Bechers.

Dolch und Kelch hatte sie geerbt. Und sie war fest davon überzeugt, daß es nur ihre Eltern gewesen sein konnten, die ihr diese Dinge überlassen hatten.

Wer waren ihre Eltern?

Tricia schaute in den Spiegel. Ihr Blick wurde fordernd und lohend zugleich. Sie verkrampfte sich, das Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an, als sich die dicken Lippen bewegten.

»Gib Antwort! Wer seid ihr? Wo seid ihr? Zeigt euch! Ich will euch sehen!«

Nichts. Nur sich selbst sah sie. Ein etwas breites Gesicht, überdeckt von einem roten, geheimnisvollen Schleier.

Sie wartete. Irgendwie hatte sie das Gefühl, daß sich etwas tun mußte, denn an diesem Abend hatte sie den Dolch zum erstenmal eingesetzt.

Ein Opfer hatte es gegeben. Aber das war nicht genug. Es sollten mehr werden, viel mehr…

Warum gab man ihr keine Antwort?

Noch immer sah sie ihr Gesicht. Vom langen Starren waren die Augen müde geworden. Längst schaute sie nicht mehr klar. Die Züge verschwammen, das Blut schien Überhand zu nehmen. Tricia wußte, daß sie einer Täuschung erlegen war. Nur die roten, den Spiegel umrahmenden Glühbirnen gaukelten ihr so etwas vor.

Sie senkte den Kopf, preßte ihre angewinkelten Finger in die Augen und atmete tief durch. Auf keinen Fall durfte sie sich jetzt verrückt machen lassen. Sie mußte cool bleiben, sonst ging alles daneben oder war verloren.

Tricia wurde erst aufmerksam, als sie einen beißenden Geruch vernahm.

Er drang in ihre Nase, und sie drehte den Kopf nach links. Dort befand sich die Quelle des Geruchs.

Es war der Dampf!

Er wölkte aus dem Kelch, und in der Stille glaubte sie, ein leises Brodeln zu hören.

Tricia saß steif und still. Bisher hatte sie keinen Laut vernommen, das Brodeln aber schreckte sie auf. Nicht das Geräusch an sich, sondern seine Herkunft.

Aus dem Kelch drang es!

Ihre Augen wurden groß. Die Pupillen nahmen einen glänzenden Farbton an. Sie merkte sehr genau, daß sich etwas veränderte. Und zwar nicht nur in der Umgebung, auch in ihrem Innern ging einiges vor, wobei sie damit rechnete, möglicherweise eine Antwort auf zahlreiche Fragen zu bekommen.

Sehr genau verfolgte sie den Rauch. Noch immer quoll er aus dem Kelch, und er fand seinen Weg.

Er wallte auf den Spiegel zu.

Träge schlich er dorthin. Der Rauch drehte sich in der Luft, fächerte nicht auseinander, sondern blieb zusammen, als würden ihn unsichtbare Kräfte führen.

Der Spiegel saugte ihn auf.

Wie lange Geisterarme schwebte er auf die Fläche zu. Er vermischte sich mit dem Rot, drang dort hinein, und das Gesicht der Frau wurde immer verschwommener.

Schließlich verschwand es völlig. Nichts war mehr zu sehen.

Nur noch der Rauch, der die Fläche völlig überdeckt hatte. Wieder umgab Stille die Frau. Das Brodeln hörte sie nicht mehr, die Finger

der rechten Hand umklammerten den Griff des Dämonenmessers so hart, daß die Knöchel hervorsprangen.

Und dann sah sie etwas.

Zwei Gesichter…

Genau an den beiden Seiten der Spiegelfläche erschienen sie. Es waren keine menschlichen Gesichter, sie gehörten Dämonen, die aus der tiefsten Hölle kamen.

Der Schock bannte Tricia erst einmal auf ihrem Platz. Sie saß unbeweglich und schaute sich jede einzelne Fratze an, die sie an die alten magischen Urwaldmasken erinnerten.

Links von ihr sah sie eine Fratze, die nicht nur hell schimmerte, sondern auch Ähnlichkeit mit einem Knochenhelm besaß, dessen Vorderseite aufgeschnitten war und in etwa die Form eines Gesichts andeutete.

Aber da war kein Gesicht. Nur zwei leere Augenhöhlen, dazwischen eine schmale, herabhängende Zunge, die wohl die Nase andeuten sollte, und dann der offene Schnitt zum Rand hin.

Ein nicht gefüllter Helm und dennoch ein Gesicht…

Das zweite zeigte einen pechschwarzen Kopf. Sehr groß. Versehen mit Augen, einer Nase und irren, wuscheligen Haaren, die wild vom Schädel abstanden.

So waren im dunklen Afrika manche Dämonen dargestellt, die von den Medizinmännern angebetet wurden. Konnten das ihre Eltern sein?

Tricia di Monti schluckte, als sie daran dachte. Ja, so konnte es gewesen sein.

Dämonen als Eltern. Schaurige Alptraumgeschöpfe, die sie vielleicht geboren, dann ausgestoßen und jetzt zurückgeholt hatten.

Aber der Dschungel schwieg. Er breitete sein Geheimnis über alles aus, was Menschen nicht erfahren durften. Erst die Beschwörung würde die Rätsel aus ihm entlocken.

Tricia saß bewegungslos auf ihrem Hocker. Sie wagte kaum zu atmen.

Sie fühlte sich als Erbe und deshalb auch verpflichtet, den Botschaften und Befehlen ihrer Eltern zu folgen.

Die normale Welt um sie herum versank. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie in einem schmalen Wohnwagen hockte, sondern kam sich vor wie in dunklen Wolken schwebend, um hinausgetragen zu werden in die Unendlichkeit des Alls, wo Zeit, Raum und Dimensionen fließende Grenzen bildeten und die Kräfte uralter Epochen ihre Heimat gefunden hatten. Manchmal kehrten sie zurück, um auch die Erde zu »beglücken«.

Dann fanden sie ihre Anlaufstationen, ihre Diener und Helfer.

Wie Tricia, die dem unheimlichen Dschungelzauber mit Leib und Seele erlegen war.

Sie wußte genau, daß die beiden Geschöpfe eine Botschaft für sie hatten, und sie wartete darauf, bis man ihr sagte, was sie als nächstes tun sollte. Nie zuvor hatte sie den Atem einer fremden Welt so intensiv gespürt wie in diesen Augenblicken.

Viel Zeit blieb ihr nicht. Nach der Pause hatte sie ihren ersten Auftritt. Da würde sie wieder mit den Löwen spielen und sie bändigen. Beifallsstürme fielen ihr entgegen, wenn sie ihren Kopf in die weit aufgerissenen Mäuler der Tiere legte.

Aber sie beherrschte die Raubtiere. Und dies verdankte sie nicht zuletzt den Kräften des Dschungels. Der Uralt-Magie längst vergessener Zeiten.

Kaum hatte sie diese Gedanken aus ihrem Hirn verbannt, hörte sie wieder die Stimme.

Die kannte sie, denn sehr oft hatte sie in die Dunkelheit gestarrt und sie vernommen Obwohl Tricia die beiden Dämonen im Spiegel sah, gelang es ihr nicht, herauszufinden, wer nun eigentlich sprach. Diese beiden Dämonen schienen geschlechtslos zu sein. Auch die Stimme gehörte weder einem Mann noch einer Frau.

Tricia di Monti hörte aufmerksam zu.

»Du hast den Dämonendolch eingesetzt und unser Erbe somit vergrößert. Dafür danken wir dir, liebe Tochter, aber es ist erst der Anfang. Du wirst weitere Taten vollbringen. Zahlreiche Menschen warten auf dich und dein Messer. Verwalte dieses Erbe gut. Es stammte aus den schwarzen Bergen eines dunklen Kontinents und einer dunklen Zeit. Das alles weißt du längst. Da wir mehr sehen als du und auch unsere Hände schützend über dich halten, möchten wir dich warnen. Man hat dich gesehen, sogar sehr genau gesehen.«

»Ja«, hauchte Tricia, »es war ein Mann…«

»Richtig, meine Liebe. Aber ein besonderer Mann. Du wirst dich vor ihm in acht nehmen müssen, denn er hat Verdacht geschöpft. Er sah genau das Opfer in der Manege, dem du einen magischen Schnitt beigefügt hast, und er entdeckte keine Wunde mehr. Das wird ihn mißtrauisch gemacht haben.«

»Was kümmert es mich?«

»Es wird dich kümmern müssen, denn dieser Mann ist gefährlich. Er wird nicht aufgeben, wir spüren es. Wenn unser Plan nicht schon am Beginn zu Ende sein soll, gibt es nur eine Möglichkeit.«

»Ich greife ihn an!« zischte Tricia.

»Richtig. Du greifst ihn an. Nur auf eine besondere Art und Weise. Du wirst ihn nicht nur verletzen, sondern ihm die Kehle durchschneiden. Hast du gehört?«

»Das habe ich!«

»Wiederhole es!« forderte die Stimme.

»Ich schneide ihm die Kehle durch. Von einem Ohr zum anderen«,

fügte Tricia noch hinzu.

»So ist es gut«, vernahm sie wieder die Stimme der anderen. »Nur warte nicht zu lange. Dieser Mann ist gefährlich.«

Tricia überlegte einen Augenblick. »Ich kann ihn noch nicht töten. Ich muß erst meinen Auftritt hinter mich gebracht haben.«

»Das wissen wir. Laß dir bitte etwas Besonderes für ihn einfallen. Jedenfalls muß er weg. Noch in dieser Nacht. Er darf erst keinen Verdacht schöpfen.«

»Wer ist dieser Mann, von dem ihr immer redet?« fragte Tricia di Monti.

»John Sinclair!«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Er ist ein Geisterjäger. Wo Dämonen und andere Geister auftauchen, ist auch er zur Stelle und jagt sie bis in den Tod. Von uns weiß er nichts, und er soll erst gar nicht auf unsere Spur gelangen. Mehr wollen wir nicht.«

»Habt ihr Angst vor ihm?«

»Nein, Tochter, wir haben Angst um dich. Und um unseren großen Plan. Zuviel steckt darin. Wir wollen ihn auf keinen Fall zerstören lassen. Das wirst du einsehen.«

»Natürlich.«

Es waren die letzten Worte, die von den beiden Dämonenwesen an Tricia gerichtet wurden, denn vor den Augen der sitzenden Frau lösten sie sich auf.

Ein unheimlicher Vorgang. Lautlos lief er ab, und die Beobachterin hatte das Gefühl, als würden die beiden vom Innern des Spiegels aufgesaugt werden.

Auch zuvor hatte sie die Gestalten nie so überdeutlich erkennen können, nun aber vergingen sie wie Nebel in der Sonne, und je mehr sie in den Hintergrund gerückt wurden, um so stärker kristallisierte sich ihr eigenes Gesicht wieder hervor.

Tricia sah sich selbst.

Und sie sah wieder den Schleier, der so fein und rot aussah, von den Birnen abgestrahlt wurde und einem dünnen Blutfilm glich, der über ihrem Gesicht lag.

Blut…

Sie dachte daran, und in ihre Augen trat wieder dieses seltsame, metallische Leuchten. Bald würde Blut fließen.

Sogar viel Blut…

Drei Schläge gegen die Tür unterbrachen ihre finsteren Gedanken. Tricia zuckte herum, als hätte man sie aus einem tiefen Schlaf herausgerissen.

Ihr Blick veränderte sich. Er wurde weicher, gleichzeitig auch lauernder, als sie rief: »Wer ist da?«

Es war nur der Bote, der ihr berichtete, daß die Pause soeben angefangen hätte.

»Ist gut, ich komme gleich.«

Tricia stand auf. Sie war immer dabei, wenn die Gitter in der Manege aufgebaut wurden, denn die Sicherheitsüberprüfungen nahm sie selbst vor. Aber was interessierte sie das noch? Tricia di Monti hatte andere Pläne. Gefährlichere, und sie lächelte düster, als sie die Klinge der Waffe in den Kelch tauchte.

Einige Sekunden ließ sie das Messer in dieser Haltung. Dann zog sie es langsam wieder hervor.

Nichts hatte sich verändert. Nicht einmal naß war der Dolch geworden.

Und trotzdem hatte er seine magische Aufladung bekommen. Er war zum Dämonendolch geworden.

Sekunden später verließ Tricia di Monti den Wagen.

Sie war bereit…

***

Pause — Halbzeit!

Die Besucher standen. Und sie klatschten. Es war ein orkanartiger Beifall, der da auf die Manege niederströmte und in dem sich die Künstler baden konnten.

Jeder hatte seinen Spaß gehabt. Erwachsene und Kinder. Letztere besonders wegen der Clownnummern. Da hatten die Zuschauer getobt und gelacht. Auch der kleine Johnny. Er hatte vor Freude rote Wangen bekommen, und als ihm einer der Clowns dann noch eine Nelke schenkte, die Wasser spritzte, war Johnny happy.

Wir alle hatten etwas mitbekommen, und mir hingen noch jetzt ein paar Tropfen im Gesicht. Sheila beendete die Sache. Sie schimpfte und Johnny hatte seine Späße gelassen, zudem war die künstliche Blume jetzt entwässert worden und mußte erst nachgefüllt werden.

Alle Künstler, die wir in der ersten Halbzeit gesehen hatten, traten noch einmal hervor und drehten eine Ehrenrunde, in der die Clowns natürlich auffielen, denn die tanzten auf den Rändern der Manege herum und warfen weitere Scherzartikel ins Publikum.

Es war ein herrliches, ein buntes Bild, an dem sich alle erfreuten. Eine halbe Stunde sollte die Pause dauern. Wir hatten viel Zeit, um einen Imbiß einzunehmen.

Allerdings wollte ich nicht so recht. Es war sowieso komisch gewesen.

Ich hatte immer an das Mädchen denken müssen, das mir vor Beginn der Vorstellung unter die Augen gekommen war.

Ein Mädchen ohne Wunde!

Wie konnte das sein?

Diesem Phänomen wollte ich auf die Spur kommen und hatte mir vorgenommen, die Blonde zu suchen.

Als sich die Manege leerte und ein Teil der Zuschauer dem Ausgang zudrängte, schlug Bill mir auf die Schulter. »Hör zu, du alter Geisterfresser, ich habe Hunger. Komm, wir gehen etwas essen! Grillwürstchen, Hamburger, Hot Dogs, du kannst alles haben…«

»Aber nicht jetzt.«

»Warum?«

»Ich habe keinen Hunger, Bill.«

»John hat etwas anderes vor«, schloß Sheila messerscharf. Sie hatte unser Gespräch gehört. »Da gibt es ein blondes Mädchen, das ihn so angestarrt hat…«

»Genau das werde ich suchen.«

Bill lachte in der Kehle. »Eine neue Flamme?«

»Wie man's nimmt…«

Der Reporter faßte meinen Arm. »Jetzt mach keinen Mist, John. Komm, wir gehen!«

»Nein, Bill, mir ist es tatsächlich ernst. Bitte, geht allein! Ich habe noch etwas zu erledigen. Wir treffen uns dann am Ende der Pause wieder hier. Tut mir ja selbst leid…«

Bill wurde sauer. »Was steckt dahinter?«

»Nichts. Noch nichts.«

»Das kannst du mir nicht erzählen. John, für dich wird das kein erholsamer Abend — oder?«

»Ich kann dir nichts sagen.«

»Hast du einen Fall?« Sheila fragte konkret.

Ich schüttelte den Kopf.

»Es kann aber einer werden?«

Ich verdrehte die Augen. »Nun drängt mich doch nicht, Kinder. Ich kann euch wirklich nichts sagen. Tut mir schrecklich leid. Laßt euch nur nicht stören. Vielleicht weiß ich später mehr.« Ich nickte den Freunden noch einmal zu und ging.

Im Weggehen hörte ich noch die Stimme des kleinen Johnny. »Wohin geht Onkel John?«

»Wenn wir das wüßten, Kind«, vernahm ich Bills Stimme. »Am liebsten wäre ich ja bei ihm und…«

»Untersteh dich!« warnte Sheila ihren Mann. »Dieser Abend gehört der Familie, falls du es noch nicht bemerkt haben solltest.«

»Klar doch.«

Ich drängte mich durch oder ließ mich von der Menge weiterschieben.

Draußen atmete ich kühle Luft ein, schritt über die Planken und wandte mich sofort nach rechts, wo auch die Tierschau lag. Sie war jetzt geschlossen, zudem wollte ich nicht dorthin, sondern mußte um

das Zelt herum, denn irgendwo da mußte es auch die hinteren Räume und Ställe geben, wo sich das Personal aufhielt und für die Auftritte alles vorbereitete.

Ich bewegte mich heimlich schnell vom Eingang weg, denn die Conollys sollten mich nicht unbedingt entdecken.

Ich ging am Zelt entlang, hielt mich immer dicht an der Außenfläche und mußte nur achtgeben, daß ich nicht über Kabel oder Balken stolperte, die im Weg lagen.

Schon bald erkannte ich den Anbau. Einige Helfer schleppten große Gitter, die in der Manege aufgebaut wurden, damit die Raubtiernummern beginnen konnte.

Die Leute ließ ich vorbei.

Dann erst ging ich weiter.

Mir begegneten keine Besucher mehr, nur Leute vom Zirkus. Auch die Clowns sah ich. Sie machten keinen so lustigen Eindruck, sondern gifteten sich gegenseitig an.

Gut, daß die Kinder es nicht hörten.

Durch eine Seitenpforte huschte ich in den Zeltanbau. Der Durchgang zur Manege hin war offen. Innerhalb des Rundes entstand der große Raubtierkäfig.

Das konnte ich gerade noch sehen, dann befand ich mich inmitten eines unwahrscheinlichen Trubels und Chaos. Jeder wieselte herum, hatte irgend etwas zu tun, man schrie sich gegenseitig an, ich wurde zweimal aus dem Weg gestoßen und hatte Mühe, durchzukommen, während ich hinter mir schon das drohende Brüllen der Löwen vernahm.

Mein Ziel war ein schmaler Durchschlupf, der zu den Garderoben führte.

Dort war es sicherlich ruhiger. Nicht nur zu den Garderoben ging dieser Weg, auch zu den Ställen.

Beides war im Baukastensystem errichtet worden und konnte auch ebenso rasch wieder abgebaut werden. Niemand hielt mich auf, als ich den Garderobengang betrat und die schmale Schwingtür hinter meinem Rücken wieder zuschlug.

Rechts und links befanden sich die leichten Türen. Man konnte sie fast aufblasen. Dahinter hörte ich die Stimmen der Künstler. Eine Frau lachte laut. Sogar ein Radio dudelte. Die nackten Holzwände waren mit Plakaten aus der Zirkuswelt überklebt worden. Auf dem Boden sah ich verstreutes Sägemehl. Ein Teil davon blieb unter meinen Sohlen kleben.

Wahrscheinlich wurden hier auch die Pferde durchgeführt, denn am Gangende entdeckte ich eine Tür, die zum Stall führte. Sie war sehr breit.

Ich überlegte einen Moment. Dieses blonde Mädchen gehörte zu den

Helfern. Sie mußte in gewisser Weise niedere Arbeiten verrichten und hatte unter Umständen auch Stalldienst. Vielleicht war mir das Glück hold, wenn ich den Stall betrat.

Ich drückte die Tür auf.

Sofort wehte mir der typische Geruch entgegen. Nach Pferden, Stroh und Schweiß roch es. Ich hörte Schnauben und das Schlagen der Hufe.

Unter der Decke brannten mehrere einfache Lampen. Kleine Drahtgitter sicherten sie.

Ich schob mich in den Stall hinein, der eine ähnliche Konstruktion besaß wie der Garderobenbau.

Auch hier sah ich einen Mittelgang. Rechts und links davon standen die Boxen. Man hatte die Pferde hineingeschafft. Köpfe schauten aus den offenen Türhälften heraus, und mancher Federbusch wippte noch nach.

Helfer sah ich nicht.

Als ich weiterging, entdeckte ich vor mir ein Strohlager. Es befand sich am Ende des Mittelganges, genau dort, wo er sich weitete und in eine Rundung auslief.

Dort arbeitete ein alter Mann. Mit einer Mistgabel stocherte er im Stroh herum.

Trotz der Arbeit hatte er meine Schritte gehört, fuhr auf dem Absatz herum, und ich schaute auf die drei metallenen Zinken der Heugabel.

Der Mann war klein. Seine Augen funkelten böse, als er mich sah. »Wo kommen Sie her?« fauchte er mich an. Sein Englisch klang hart. Er schien aus dem Osten Europas zu stammen.

»Von draußen.«

»Verschwinden Sie! Oder gehören Sie zum Zirkus?«

»Nein.«

»Dann haben Sie hier nichts zu suchen.«

Ich hob die Hand. »Moment mal. Weshalb so unfreundlich? Ich suche nur eine bestimmte Person.«

»Hier ist keiner.«

»Vielleicht können Sie mir helfen.«

Er ließ endlich die Gabel sinken, drückte die Zinkenspitzen gegen den Boden und stützte sich am Stiel ab. »Das glaube ich kaum, Mister. Ich kenne mich hier nicht aus.«

»Es geht um ein Mädchen.«

Sein Gesicht verzog sich. Abgehackt lachte er. »Hätte ich mir fast denken können, aber was Sie sich vorstellen, ist nicht drin. Hier wird nichts abgeschleppt.«

»Ich will der betreffenden Person nur ein paar Fragen stellen, das ist alles.«

»Glaube ich nicht. Die Tricks sind schließlich bekannt.«

Von dem Knaben ließ ich mich nicht aus der Ruhe bringen, sondern

begann damit, das Mädchen zu beschreiben. Er hörte mir tatsächlich zu und meinte: »Das ist Gina.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja. Gina ist gerade mit der Schule fertig geworden. Sie will studieren und Tierärztin werden. Jetzt allerdings arbeitet sie, um sich etwas Geld zu verdienen.« Er holte tief Luft und kam mit der Gabel drohend näher.

»Lassen Sie das Kind in Ruhe, Mister! Gina hat so einen Windhund wie Sie nicht verdient.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie verstehen mich noch immer nicht, Meister. Ich habe nur ein paar Fragen.«

»Auch das nicht.«

Jetzt zeigte ich ihm meine Marke. Die Polizei kannte er, denn er schwieg sofort und wurde blaß. »Verdammt, das hätten Sie auch früher sagen können. Was hat sie denn angestellt?«

»Nichts. Aber es geht um eine Zeugenaussage. Deshalb will ich mit ihr reden.«

Der Mann nickte. Plötzlich zeigte er sich kooperativ. Er stellte die Heuforke weg, setzte seine Schirmmütze auf und sagte im Weggehen:

»Ich schicke sie zu Ihnen.«

»All right, ich warte.«

Als der Mann verschwunden war, schaute ich auf die Uhr. Die Hälfte der Pause war schon vorbei. Ich würde sicherlich um einiges zu spät kommen.

Die Pferde schienen zu spüren, daß ich nicht zu ihnen gehörte. Sie wurden immer unruhiger. Ihr Scharren und Schnauben paßte nicht zu der vorherigen Ruhe.

Ich wartete ab.

Fünf Minuten vergingen. Noch immer war von Gina nichts zu sehen.

Hatte der Mann mich draufgesetzt? Möglich. Es konnte auch sein, daß das Mädchen zu sehr beschäftigt war und erst später kommen würde.

Da wollte ich nicht zu schwarz sehen.

Noch einmal dachte ich über den Fall nach. Ich war sicher, mich nicht getäuscht zu haben. Es war in der Manege die gleiche Person gewesen, wie bei den Wohnwagen. Nur hatte sie beim zweitenmal keine Wunde im Gesicht gehabt. Nicht einmal ein Pflaster, zudem hätte man die Wunde kaum wegschminken können.

Wieder verging Zeit.

Irgendwo klang eine Sirene auf. Wahrscheinlich das Zeichen, daß die Pause vorbei war.

Sollte ich noch warten oder erst nach der Vorstellung mit der Kleinen reden?

Ich entschloß mich, noch zwei Minuten zu warten.

Im gleichen Augenblick wurde die Tür aufgestoßen.
Auf der Schwelle stand — Gina!

***

Sie war wieder unterwegs!
Tricia schien selbst zu einem Raubtier geworden zu sein. So geschmeidig waren ihre Bewegungen. An den nackten Füßen trug sie schwarze Mokassins mit denen sie sich lautlos bewegen konnte. Die Käfige waren aufgebaut, die Tiere wurden von den Helfern hineingeführt, darum brauchte sie sich nicht zu kümmern. Für sie gab es andere Dinge, denn sie wollte die Vorstellung zu einer Sensation der Sensationen machen. Die alte Dschungelmagie sollte übergreifen, und sie würde es mit der Gewalt eines Sturmwindes schaffen.
Was der Zirkus an Programmen und Nummern auf die Beine gestellt hatte, war enorm.
Eine Nummer ging dem Publikum besonders unter die Haut. Es war der Hochseilakt während der Raubtierdressur. So etwas gab es nicht noch einmal auf der Welt, und die Artisten arbeiteten in diesem Fall ohne Netz und doppelten Boden. So etwas erhöhte den Nervenkitzel der Zuschauer um mindestens das Doppelte.
Die Truppe nannte sich »Die drei Tornados«. Sie bestand aus zwei Männern und einer Frau. Sie waren alle Geschwister.
Und zu ihnen war Tricia di Monti unterwegs. Sie sollten einen zweiten Anfang machen und vor allen Dingen das fortführen, was Gina schon begonnen hatte.
Der Wohnwagen der drei Tornados lag nicht sehr weit vom Hauptzelt entfernt. Da die Gruppe viel Geld verdiente, gehörte der Wagen zu den modernsten. Es war ein Wohnmobil. Geräumig, luxuriös und wirklich imposant.
Am hinteren Ende befand sich die Tür. Vor ihr blieb Tricia stehen, blickte sich kurz um, aber es war niemand in der Nähe, der sie hätte beobachten können.
Rasch klopfte sie. Den rechten Arm hielt sie hinter ihrem Rücken versteckt, denn den Dolch brauchte niemand sofort zu sehen. Es reichte, wenn sie ihn spürten.
Marcel öffnete. Er war der älteste und schaute Tricia überrascht an.
»Was willst du denn noch?«
»Mit euch reden.«
»Aber wir haben…«
»Dauert nur zwei Minuten«, erklärte die Frau und drängte sich an Marcel vorbei.
Der Mann trug bereits sein Kostüm. Ein enges Trikot, wobei Hose und Hemd eine Einheit bildeten. Farblich war der Stoff in einem tiefen Blau gehalten.

Tricia schaute Marcel sekundenlang an. Ihr hatte dieser dunkelhaarige Mami immer gefallen, auch seinen sehnigen und gleichzeitig muskulösen Körper mochte sie. Nur hatte sie Marcel dies nie zu verstehen gegeben.

»Ist was passiert?« fragte Marcel und schloß hinter Tricia di Monti die schmale Tür.

»Nein, wieso?«

»Weil du hier ankommst.«

»Es hat andere Gründe.« Tricia lächelte schmal und schob sich in den Mittelgang des exklusiven Wohnmobils. Neben der Sitzbank mit den roten Polstern blieb sie stehen. »Wo stecken die anderen beiden?«

»Sind schon vorgegangen.«

Das paßte Tricia überhaupt nicht. Sie hatte alle drei mit ihrem Dolch zeichnen wollen. Sekundenlang preßte sie die Lippen zusammen und atmete scharf durch die Nase, während Marcel kopfschüttelnd näherkam. »Ich verstehe noch immer nicht, was du von uns willst, Tricia. Du bist so komisch.« Er blieb neben ihr stehen, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich an die Wand.

»Bin ich das?«

»Wenn ich es dir sage.«

»Nun ja.« Sie hob die Schultern, drehte sich etwas ab, und dann schnellte ihr Arm plötzlich vor.

Marcel wurde völlig überrascht. Als Hochseil-Akrobat besaß er zwar ausgezeichnete Reflexe, aber mit einem Angriff hatte er nicht gerechnet.

Er sah noch etwas Schwarzes vor seinem Gesicht in die Höhe zucken, wollte auch zurück, schaffte es nicht mehr, denn die dunkle Messerklinge war schneller.

Sie drang in das Fleisch seiner Wange.

Es war ein bissiger Schmerz, der sein Gesicht zeichnete. Die Züge verzerrten sich, in den Augen stand nicht einmal Wut zu lesen, sondern nur Überraschung.

Tricia di Monti stand vor ihm. Den Dolch hielt sie in der rechten Hand.

Die Klinge war leicht gekantet. Sie zeigte schräg nach oben und zielte in der Verlängerung genau auf die Brust des Mannes.

Nur langsam hob Marcel die Hand. In seinem Gesicht stand der Unglaube zu lesen. Er schüttelte den Kopf, seine Finger berührten die verletzte Wange, und als er sie wieder zurückzog, wobei er auf die Kuppen schaute, sah er das Blut.

Sein Blut…

Tricia di Monti beobachtete ihn mit ihrem kalten Schlangenblick. Jedem einzelnen Tropfen schaute sie zu, wie er zu Boden klatschte und dort verlief.

Er wollte sich wehren, er wollte eine Frage stellen und merkte, wie der Zorn in seinem Innern hochstieg, aber er befand sich einfach nicht mehr in der Lage, dieses Vorhaben durchzuführen. Der Schnitt mit dem Dämonendolch hatte ihn völlig aus der Fassung gebracht und seinen eigenen Willen unterdrückt.

Marcel war dabei, zu einem anderen zu werden. Die Faszination einer fremden Magie hielt ihn in ihren Klauen.

Tricia wartete ab. Sie wußte, daß es nie lange dauerte, dann gehörte der Mann ihr. So war es auch bei Gina gewesen. Marcel würde es nicht anders ergehen.

Eine Hand hatte er zur Faust geballt. Noch kämpften zwei Seelen in seiner Brust, wobei die echte, also seine erste, unterliegen mußte. Sie hatte der Kraft der Magie nichts entgegenzusetzen.

Und sie verlor.

Marcel gehorchte, als er die folgenden Worte vernahm. »Dreh dich um und geh zu einem Spiegel!«

Tricia folgte ihm. Sie konnte erkennen, daß ein dünner roter Streifen an seinem Gesicht nach unten rann. Der Wohnwagen besaß ein schmales Bad. Dort war alles vorhanden, was ein Mensch für die Hygiene benötigte.

Der Spiegel hing an der Wand, direkt über dem Waschbecken. Marcel blieb davor stehen und drehte seinen Kopf so, daß er die verletzte Wange betrachten konnte.

Der Schnitt hatte mindestens die Länge eines Fingers besessen und war schräg angesetzt worden. Direkt unter ihm hatte das herausquellende Blut die Wange verschmiert.

Dies sah Marcel auch, aber kaum noch die Wunde. Sie wuchs allmählich zu, und der Mann schaute aus großen Augen in den Spiegel, denn nicht einmal eine Narbe blieb zurück.

Tricia stand hinter ihm. Sie lachte leise. »Nun, mein Lieber?« fragte sie, »wie gefällt dir das?«

Marcel drehte sich um. Seine Mundwinkel zuckten. »Was hast du gemacht?« flüsterte er.

Sie hielt das Messer hoch. Schräg stach ihm die Waffe entgegen, und er richtete seinen Blick auf die Klinge. »Damit«, erklärte Tricia, »habe ich dich geholt.«

»Geholt?«

»Ja, in unsere Mannschaft. Du wirst und du bist schon ein vollwertiges Mitglied. Durch diesen Dolch hat sich dein Blut verändert. Du vergißt all das, was du einmal gewesen bist und lebst nur noch für die alten Götzen und Götter. Aus dem Dschungel bin ich gekommen, nahe der schwarzen Berge habe ich gelebt, und ich bringe einen Zauber mit, den die Europäer noch nie gesehen haben. Ich, Tricia di Monti, bin die Frau mit dem Dämonendolch.«

Marcel nickte, als hätte er alles begriffen. Dabei hatte er nichts begriffen, gar nichts. Er hob nur die Hand, fühlte über seine Wange und schluckte.

»Willst du noch etwas sagen?«

»Nein.«

»Wie fühlst du dich?«

»Gut.«

»Du merkst nicht, daß du inzwischen ein anderes Blut besitzt. Daß dir der Dolch die Kraft gegeben hat, um zwar noch so auszusehen wie immer, dennoch ein anderer zu sein.«

Marcel schüttelte den Kopf.

»Gut«, erklärte Tricia, »dann laß uns gehen! Niemand wird merken, daß wir anders sind als sonst. Wir werden unseren Auftritt, unsere große Nummer, so weitermachen, als wäre nichts geschehen. Allerdings möchte ich sie noch mit einigen Überraschungen spicken, von denen ich dir leider nichts mitteilen kann. Aber du wirst gehorchen, wenn ich dir etwas befehle.«

»Das werde ich.«

Tricia verengte die Augen. Sie schaute dabei auf die Dolchspitze, die ebenso schwarz war wie ihre Seele. »Wenn du alles für mich tun willst, dann muß das auch einen Mord mit einschließen. Hast du verstanden, Marcel? Einen Mord!«

»Ich hörte es.« Marcel zuckte nur kurz mit den Augen. »Sag mir, wen ich töten soll?«

»Das erfährst du noch früh genug«, erwiderte Tricia di Monti teuflisch lächelnd…

***

Vorbei war die Pause!

Die Massen strömten wieder in das große Zelt, und jeder suchte seinen Platz. Im zweiten Teil, so versprach es der Programmablauf, würden die großen Raubtierdressuren folgen und die akrobatischen Hochleistungen unter der Kuppel des Zeltdachs. Dementsprechend waren die Erwartungen der Menschen.

Die zeigten sich nicht mehr so aufgeschlossen oder fröhlich wie bei Beginn der Vorstellung, sondern mehr gespannt. Das zeichnete sich auch auf den Gesichtern ab, als die Besucher das Zelt wieder betraten und auf die Manege schauten, wo der runde Käfig bereits aufgebaut war.

Noch befanden sich die Tiere nicht in seinem Innern. Sie würden erst durch den aufgebauten Gittergang hineingeführt werden.

Viele Besucher fragten sich, ob alles klappen würde. Man hatte ja schon oft von irgendwelchen Unglücken gehört, die während einer Vorstellung passiert waren.

Raubtiere waren oft unberechenbar.
Vier starke Scheinwerfer waren nach oben gerichtet, um die Drahtseildarbietungen verfolgen zu können.
Das Programm hatte Artistik, Dressur und Nervenkitzel versprochen…
Noch waren die Artisten nicht zu sehen, auch die im Programmheft angekündigte Dompteuse namens Tricia di Monti nicht, aber die Besucher hörten bereits das Brüllen der Raubtiere, und manchem rann dabei ein Schauer über den Körper.
Auch die Conollys hatten die Pause überstanden. Mit den meisten Besuchern drängten sie wieder zurück in das Zelt. Bill hatte noch ein Grillwürstchen zu sich genommen, während Johnny auf Gummibärchen kaute. Zu trinken hatte er nichts mehr bekommen, trotz seiner Bettelei.
Bill hatte immer wieder Ausschau nach seinem Freund John Sinclair gehalten, der war jedoch nicht aufgetaucht.
»John hat bestimmt eine Freundin im Zirkus wiedergetroffen«, sagte Sheila.
Davon wollte Bill nichts wissen. Für ihn mußte der Geisterjäger einen anderen Grund gehabt haben, so einfach zu verschwinden. Der Reporter reckte den Hals, um nach unten schauen zu können.
»Was hast du?« fragte Sheila.
»Ich wollte eigentlich nur mal sehen, ob John da unten schon Platz genommen hat.«
Sheila verdrehte die Augen und faßte ihren Mann unter, während sie an der anderen Hand Johnny hielt. »Meine Güte, du wirst ihn schon früh genug sehen.«
»Mir kam sein Verschwinden eben spanisch vor.«
»Denke daran, was ich dir gesagt habe.«
Bill schüttelte den Kopf. »Das will ich nicht glauben, verdammt. Der läuft doch nicht ohne Grund weg. Sheila, da steckt bestimmt was dahinter.«
»Ich sehe das nicht so.«
»Warte es ab.«
Sie hatten nur noch wenige Yards zurückzulegen, um die erste Reihe zu erreichen.
Ihre Plätze waren leer, und auch der Platz, wo normalerweise John Sinclair hätte sitzen müssen.
»Da siehst du es«, sagte Bill.
»Wo ist denn Onkel John?« fragte der Junge.
Sheila gab ihm die Antwort. »Er wird gleich kommen. Schließlich ist ein Zirkus auch spannend für ihn, und er hat sich so darauf gefreut, wie er mir sagte.«
»Stimmt das, Daddy?«

»Klar.«
Die Familie Conolly hatte die erste Reihe erreicht, lief parallel zu ihr einige Schritte und nahm auf ihren Sitzen Platz.
Eine verhaltene Spannung lag innerhalb des Zelts. Die Besucher warteten auf das große Ereignis. Auch im Fernseh- und Videozeitalter hatte eine Live-Dressur nichts von ihrer einmaligen Attraktion verloren.
Jeder war gespannt.
Die Conollys ebenfalls. Johnny unterhielt sich mit seiner Mutter. Er wollte unbedingt wissen, wie gefährlich Löwen und Tiger waren, ob sie auch Menschen fraßen.
Sheila gab Antwort, die jedoch nur von Johnny gehört wurde. Bill kümmerte sich nicht darum. Der Reporter hatte andere Sorgen. Er vermißte seinen Freund John Sinclair.
Immer wieder schaute er schräg zurück, denn so konnte er den Mittelgang überblicken.
John Sinclair war nicht zu sehen.
»Er kommt noch«, sagte Sheila, der Bills Verhalten natürlich aufgefallen war.
»Sicher, sicher. Aber seltsam ist das schon. Das mußt auch du zugeben. Ich sehe noch, wie ihn das Mädchen angestarrt hat. Und er hat sie ebenfalls so seltsam angesehen.«
Sheila strich ihre Haare zurück. »Wie seltsam denn?«
»Das kann ich auch nicht genau sagen. Jedenfalls war es nicht normal, wie ich meine.«
»Und was ist für dich normal?«
»Nicht so starr dreinzuschauen. So überrascht und gleichzeitig wissend.« Bill drehte sich zu seiner Frau um. »Ich sag' dir, Darling, da stimmt etwas nicht.«
Sheilas Augen blitzten, während ihre Mundwinkel zuckten. »Bill, nur nicht wieder ein Fall. Ich habe von dem letzten noch die Nase gestrichen voll und möchte endlich meine Ruhe haben.«
»Wir stecken doch nicht drin.«
»Soll ich mit Johnny gehen?«
Bill war so überrascht, daß er im Moment keine Antwort wußte. »Wie kommst du denn darauf?«
»Ich meine nur.. Wenn das Theater wieder von vorn beginnt, möchte ich unseren Sohn aus der Schußlinie haben. Mir reichen die Raubtiere schon, mein Lieber.«
Bill winkte ab. »Da mach dir mal keine Sorgen. Wenn etwas passiert, dann doch nicht hier.«
»Du rechnest also damit?«
»Ausschließen kann man so etwas nie. Zudem lauern unsere Feinde immer auf eine Chance, Sheila. Das weißt auch du inzwischen.«

Sie antwortete nicht, sondern schaute auf ihre Uhr. »Eigentlich hätten sie schon anfangen müssen, wir sind vier Minuten über die Zeit.«

Bill winkte ab. »Das darfst du nicht so genau nehmen. Zirkusleute sind Künstler, keine Beamte.«

Kaum hatte der Reporter den Satz ausgesprochen, als der Tusch erklang. Die Kapelle gab gewissermaßen den Startschuß für die zweite Hälfte.

Beifall brandete auf. Er galt jedoch nicht den Raubtieren, sondern den drei Hochseilartisten, die mit federndem Lauf in die Manege rannten und zu einer von der Decke bis zum Boden reichenden Leiter gingen, wo sie stehenblieben, sich drehten und dem Publikum zuwinkten.

Bill Conolly schaute die Leiter hoch. Sie endete direkt vor der Startplattform, wo auch die Trapeze hingen. Die drei Tornados arbeiteten ohne Netz.

Eine bange Frage stellte er sich. Und da war er wohl nicht der einzige im Zirkusrund, der dies tat.

Ob die Sache wohl gutging?

***

Ja, das genau war Gina!

Sie trug noch immer die Kleidung, die sie auch in der Manege angehabt hatte, und sie starrte mich an, als wäre sie die Schlange und ich ihr Opfer.

»Kommen Sie näher«, sagte ich, wobei ich mich um ein Lächeln bemühte.

Sie zögerte ein wenig. Ich glaubte schon, daß sie mir nicht folgen würde, als sie ihren Fuß vorsetzte und langsam auf mich zuschritt. Dabei beobachtete sie mich lauernd. Ich stellte fest, daß sich der Ausdruck ihrer Pupillen geändert hatte. Sie blickten hart, kalt und abweisend. Nicht mehr menschlich.

Natürlich schaute ich auch auf ihr Gesicht. Und wie ich es schon in der Manege gesehen hatte, so entdeckte ich die Narbe ebenfalls nicht mehr.

Sie war verschwunden. Aber es hatte sie gegeben, dessen war ich mir sicher.

Die Tür schwang hinter ihr zu, als sie auf mich zuging. »Sie wollten mich sprechen?« fragte sie.

»Ja«, erwiderte ich.

»Um was geht es?« fragte sie.

Ich lächelte knapp. »Sie sind Gina, nicht wahr. Und Sie erinnern sich an mich?«

»An Sie? Nein…«

So ähnlich hatte ich mir den Verlauf des Gesprächs vorgestellt, deshalb sagte ich: »Waren Sie es nicht, die zwischen den abgestellten Wohnwagen überfallen worden ist?«

»Ein Überfall auf mich?«

»Ja, eine Frau hat Sie mit dem Messer attackiert und Ihnen einen Schnitt an der Wange beigebracht.«

»Sie müssen sich irren, Mister. Oder sehen Sie etwas?« Fast provozierend drehte sie sich zur Seite und präsentierte mir ihr Gesicht von allen Seiten.

Das sah ich nur die glatte Haut.

»Nein«, gab ich zu. »Ich sehe nichts.«

»Dann weiß ich nicht, was Sie von mir wollen. Meine Zeit ist kurz. Ich muß hier hart arbeiten. Dabei lasse ich mich auch nicht von der Polizei grundlos aufhalten.«

»Sie wissen gut Bescheid, Gina.«

»Man hat es mir gesagt.«

»Um so besser.«

»Für wen?«

Eine schnelle Antwort verschwieg ich. Gina gab sich sehr sicher. Sie glaubte, die besseren Karten in der Hand zu halten, aber das wollte ich erst noch herausfinden. »Wir können auch gemeinsam in mein Büro fahren und dort weitersprechen, Gina. Es kommt auf Sie an.«

»Ich bin mir keiner Schuld bewußt.«

»Und ich habe gesehen, daß Sie von einer dunkelhaarigen Frau angegriffen worden sind. Und zwar mit einem Messer. Diese Frau hat Ihnen die Wange aufgeschnitten. Ihre Schreie, Gina, haben mich alarmiert. Jetzt sehe ich keine Wunde, das ist sehr seltsam, deshalb erlauben Sie mir, daß ich einen kleinen Test mit Ihnen mache. Okay?«

Zum erstenmal zeigte sie so etwas wie Unsicherheit. »Welchen Test wollen Sie machen?«

»Kommen Sie her!«

»Nein!«

Bevor sich Gina versah, hatte ich meinen Silberdolch gezogen. Ihn trug ich ebenso bei mir wie die Beretta und das Kreuz. Ich hatte es mir angewöhnt die Waffen auch mitzunehmen, wenn ich privat unterwegs war. Das war mir in Fleisch und Blut übergegangen und hatte mich aus manchen Schwierigkeiten gerettet, denn Dämonen halten sich nun mal nicht an Dienstzeiten.

Sie starrte auf die Klinge. Damit hatte sie wohl nicht gerechnet. Da ich sie genau beobachtete, erkannte ich sehr wohl, wie sich ihr Blick veränderte. Die Pupillen schienen zu metallenen Plättchen zu werden, der Körper spannte sich, und die Lippen zuckten.

»Wissen Sie, was das ist?« fragte ich leise und hielt den Dolch in Augenhöhe.

»Natürlich…«
»Mit einem ähnlichen Dolch sind auch Sie angegriffen worden«, erklärte ich, »obwohl Sie es abstreiten. Wollen Sie mir nicht doch die Wahrheit sagen?«
»Sie haben sich getäuscht, Mann.«
»Wirklich?«
»Ja!« schrie sie, drehte sich um und wollte wegrennen. Fast hätte sie es geschafft. Ich mußte mich schon mit einem gewaltigen Sprung in ihre Nähe katapultieren und den Arm ausstrecken, wobei ich ihre Schulter zu packen bekam und sie herumwuchtete.
Sie hatte eine sehr harte Haut, das fühlte ich genau. Meine Finger wären fast abgerutscht, zudem bewegte Gina sich, weil sie nach einem Haken an der Wand fassen wollte.
Ihre Hand berührte ihn bereits, als ich endlich Erfolg hatte. Ich konnte sie herumschleudern. Dabei hatte sie das Pech, gegen eine der Boxentüren zu fallen, die nicht festgestellt war, sondern locker schwang. Das Gewicht der Frau drückte die Boxentür nach innen, und Gina fiel dort hinein, wo auch das Pferd stand.
Ein schrilles, hohes Wiehern erklang. Es peitschte in meinen Ohren, das Pferd fühlte sich gestört, und ich hatte Angst, daß es wegen dieser Störung unter Umständen durchdrehte.
Zwei Sekunden später stand ich an der Tür, die hin- und herschwang.
Bequem konnte ich über sie hinweg schauen.
Gina hatte sich nicht mehr fangen können. Sie lag am Boden, umgeben von Stroh und Pferdemist. Das Tier selbst war aufgeregt. Es schüttelte wild seinen Kopf. Die kurzgeschorene Mähne bewegte sich wie die weichen Borsten eines Kamms. Der bunte Federbusch hüpfte auf und nieder.
Ich war an der Tür stehengeblieben, denn mich irritierte das Verhalten des Tiers. Es war Zirkusluft gewohnt, einen großen Rummel, Musik und auch Menschen. Weshalb benahm sich das Pferd so verrückt und tobte seine Aggressivität aus, indem es mit den Hufen ausschlug und gegen die Wände donnerte? Gina fürchtete sich, getroffen zu werden.
Das Pferd war angeleint. Das Lederseil straffte sich, es war manchmal gespannt wie eine Bogensaite, bevor es wieder zusammenfiel. Die Unruhe dieses Pferdes steckte auch die Tiere in den anderen Boxen an.
Auch sie begannen, mit ihren Hufen zu schlagen und gegen die Wände zu hämmern.
Das Wiehern klang wie Trompetenstöße. Auch Gina hörte dies. Sie hatte ihre Haltung nicht verändert. Nach wie vor lag sie auf dem Rücken, das Gesicht verzerrt und ein seltsames Leuchten in den Augen, das mir schon Angst einjagen konnte.
»Kommen Sie her und geben Sie acht!« Ich mußte laut sprechen, um

den Lärm des Pferdes zu übertönen.
Gina bewegte sich. Sie drehte sich zur Seite, drückte dabei mit dem Rücken gegen die Rückwand der Box und stemmte sich in die Höhe.
Das Tier wütete weiter. Es hatte seinen Kopf so gedreht, daß es auch hinter sich schauen konnte.
Die Blicke des Menschen trafen sich mit denen des Tiers. Da mußte es wohl in dem Pferd eine Art Initialzündung gegeben haben, denn plötzlich drehte es durch.
Auf der Hinterhand stieg es hoch. Gleichzeitig schleuderte es die hinteren Beine zurück, wollte damit gegen die Stammwand hämmern, da jedoch war dem Tier jemand im Weg.
Gina!
Mein Warnschrei erstarb auf meinen Lippen, weil es zu spät war. Sie konnte den schnell auf sie zuwischenden Hufen nicht mehr ausweichen.
Im Bruchteil einer Sekunde sah ich, wie der Kopf nach hinten geschleudert wurde, und ich vernahm auch das häßliche, dumpfe Geräusch, das den Treffer begleitete.
Gina flog zurück. Sie krachte gegen die Stallwand, sank zusammen und blieb liegen. Ich wollte mich an dem Tier vorbeidrängen, das weiter auskeilte, doch ich brauchte dem Mädchen nicht mehr zu Hilfe zu eilen.
Gina stand allein auf.
Die Hufe hatten ihr nichts getan.
Ein blechernes Lachen vernahm ich. Es klang zuerst ziemlich gedämpft, weil sie ihren Kopf von mir weggedreht hatte. Als sie sich umwandte und ich in das Gesicht sah, rechnete ich damit, einen Wirrwarr aus Blut, Haut und Splittern zu sehen.
Das war nicht der Fall.
Dennoch war das Gesicht furchtbar gezeichnet. Die Hufe hatten Stücke aus der Stirn geschlagen. Ich entdeckte Knochensplitter, außerdem an der linken Wange einen breiten Riß, der gleichzeitig in eine nach innen führende Rinne mündete.
Gina war von dem Pferd getroffen worden. Sie hatte überlebt. Einem normalen Menschen wäre dies nicht gelungen. Genau das war es, was mich so störte und irritierte.
War Gina kein Mensch mehr?
Sie kam vor. Nach einem Schritt blieb sie bereits stehen, schaute das Pferd an und hob ihren Arm.
Es war der rechte. Ich sah, daß sie die Hand krümmte, dann hämmerte sie zu.
Ein Hieb, der die Halswirbel des Pferdes traf und den man im wahrsten, Sinne des Wortes als mörderisch bezeichnen konnte, denn das Tier wieherte noch einmal schrill, bevor es zusammenbrach, ein

letztes Mal die Beine bewegte, um still liegen zu bleiben.

Tot…

Das hatte ich auch noch nicht erlebt. Ich starrte auf das Tier. Sein Kopf stand in einem schrägen Winkel zum Körper. Wahrscheinlich waren die Wirbel gebrochen, und dies von dem einzigen Schlag einer menschlichen Hand.

Wirklich menschlich?

Ich bekam zwar keine Angst, unwohl wurde es mir trotzdem, als ich Gina ansah, die ihre Lippen in die Breite gezogen hatte und mir ein diabolisches Lächeln entgegenschickte.

Sie wußte mehr als ich, und sie hatte es mir deutlich genug gezeigt. Ein Tier war unter ihrem Hieb gefallen, der Mensch, nämlich ich, sollte folgen.

Im Zurückgehen dachte ich darüber nach, was ich dieser menschlichen Kampfmaschine entgegensetzen sollte. Und als nichts anderes konnte man diese Frau bezeichnen. Eine menschlich aussehende Kampfmaschine, in der ein unheimlicher, dämonischer Antrieb steckte.

Daß sie mich wollte, war mir ebenfalls klar. Jetzt würde sie mich verfolgen, und ich dachte darüber nach, wo ich mich ihr am besten entgegenstellen konnte.

Ich wollte sie auf keinen Fall dorthin locken, wo sich andere Menschen befanden, die zu leicht in Gefahr geraten konnten. So schlecht die Bedingungen im Stall auch waren, sie waren noch immer besser als woanders.

Ich erwartete sie im Gang.

Und sie kam.

Zunächst sah ich wieder nur ihr Gesicht. Über der halbhohen Tür entdeckte ich es zusammen mit dem Hals und den Schultern. Durch das herausgeschlagene Stück wirkte es arg verzerrt. Vor mir stand ein menschliches Monstrum, das durch einen bestimmten Angriff zu Wachs in den Händen eines Dämons geworden war. Ich dachte an die Frau mit dem Dolch.

Sie war für mich die treibende Kraft in diesem Spiel. Wenn ich sie fand und ihr Geheimnis löste, war alles gelaufen.

Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. Und der hieß in diesem Fall Gina.

Sie rammte die Schwingtür auf und glitt hindurch, bevor diese wieder zufallen und sie womöglich einklemmen konnte.

Zum erstenmal nach dem Treffen sprach sie mich an. »Nun, Polizist? Willst du noch immer deine Fragen stellen?«

Ich hob die Schultern. »Inzwischen habe ich genug gesehen. Möchte aber wissen, wie es dazu gekommen ist.«

»Du hast es doch gesehen.«

»Das Messer?«

»Nur das Messer. Es ist der Überträger. Ein Dämonenmesser. Sein Stich läßt unser Blut erfrieren, uns aber leben.« Sie lachte mit glänzenden Augen und weit aufgerissenem Mund.

Ich zog die Pistole.

Vielleicht konnte ich sie mit einer geweihten Silberkugel stoppen.

Zumindest kampfunfähig schießen. Da die Pferde das Knallen der Peitschen gewohnt waren, glaubte ich nicht, daß sie ein Schuß sonderlich erschreckte.

Ich riskierte es kurzerhand und drückte ab.

Auf Brust oder Kopf der Frau hatte ich nicht gezielt, sondern mir den rechten Oberschenkel ausgesucht.

Dort stanzte die Kugel hinein.

Für einen Moment zuckte Gina. Ich sah deutlich das Loch in ihrer Kleidung.

Das war auch alles.

Gina hatte ich mit diesem Schuß nicht erledigen können. Sie stand weiterhin vor mir und schüttelte sogar den Kopf, als wollte sie mich verspotten.

»So nicht, Mr. Polizist«, flüsterte sie heiser. »So bestimmt nicht. Ich bin für dich eine Nummer zu groß.« Sie kam einen gleitenden Schritt näher. »Du hast genau gesehen, wie ich das Pferd erledigte. Und das steht dir auch bevor!«

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als ihre Wange dort aufglühte, wo sie das Messer der anderen Frau getroffen hatte, und ich mußte mich auf einen mörderischen Zweikampf gefaßt machen…

***

»John ist noch immer nicht da!« Sheilas Stimme hatte einen besorgten Klang angenommen, und sie schaute über Johnnys Kopf hinweg ihrem Mann ins Gesicht.

Bill hob die Schultern. »Ich kann daran nichts ändern«, erwiderte er. »Tut mir leid!«

Johnny merkte nichts von den ernsten Gesprächen seiner Eltern. Wie die anderen Gäste im weiten Rund schaute auch er in die Höhe, um den drei Hochseilartisten zuzusehen, die bereits die Leiter hinter sich gelassen hatten und auf der Plattform standen, wobei die Frau ihre Arme ausstreckte und die Trapezstange hielt.

Noch wartete sie. Das Licht der Scheinwerfer umhüllte sie wie ein heller Mantel.

Die mit Pailetten und Leuchtfäden bedeckten Kostüme schillerten wie buntes Glas in der Sonne.

Die drei sahen so ruhig und gelassen aus, wie sie dort oben standen und in die Tiefe starrten. Wenn sie schräg hinunterschauten, trafen

ihre Blicke den Raubtierkäfig, in dem soeben drei Löwen und drei Tiger hineingeführt wurden.

Prächtige, herrliche Tiere, die langsam gingen, wobei man ihnen jedoch anmerkte, welch eine ungebändigte Kraft in ihnen steckte. Mit PS-starken Sportwagen zu vergleichen, die allmählich anfuhren, um anschließend hart beschleunigt zu werden.

So war es auch bei ihnen.

Sie betraten den runden Käfig, schauten sich kurz um und sprangen auf die starken, tonnenförmigen, hohen Hocker, die sich genau gegenüberstanden.

Löwen und Tiger saßen getrennt. Die großen Katzen beobachteten sich nur, manchmal gähnten sie auch verhalten oder hoben träge die starken Pfoten. All diese Bewegungen wirkten schläfrig, aber davon sollte sich nur niemand täuschen lassen. Innerhalb von Sekunden würden sich diese Tiere in reißende Bestien verwandeln.

»Ob ich mal nachschaue?« fragte Bill, der weder für die Raubtiere noch die Hochseilartisten einen Blick hatte.

»Du weißt doch überhaupt nicht, wo John hingegangen ist«, erwiderte Sheila.

»Dann werde ich ihn suchen.«

»Und wie lange?«

»Kann ich auch nicht sagen.«

»Eben.«

Unbehaglich hob der Reporter die Schultern und schaute sich wieder um. Von John Sinclair war nichts zu sehen. Überhaupt saßen alle Besucher auf ihren Plätzen. Nur zwei Eisverkäufer mit großen Holzkisten vor den Bäuchen standen dicht am Eingang und schauten den Raubtieren zu, die wie Statuen in ihrem Käfig hockten.

Das Knacken und Rauschen der großen Lautsprecher wurde von keinem Besucher überhört, und einen Moment später erklang schon eine blecherne Stimme, die jeden Winkel im großen Zelt ausfüllte.

»Liebe Freunde, und nun folgt das, worauf jeder wartet, was einmalig ist in der Welt, was Sie nur bei uns sehen und erleben können. Artistik und Dressur in einem. Fantastische Akrobatik dargebracht von drei Meistern ihres Fachs. Von den drei Tornados…« Die letzte Silbe dehnte er und steigerte seine Stimme noch, so daß sie durch das Zelt dröhnte.

In das Echo mischte sich der Applaussturm. Scheinwerfer wurden geschwenkt und mit ihrem Licht donnerte auch der brausende Orkan des Beifalls den drei auf der Plattform stehenden Artisten entgegen. Fünf Arme flogen in die Höhe. Die Tornados winkten ihrem Publikum zu und bedankten sich für den Applaus. Die Frau winkte mit einer Hand, weil sie mit der anderen das Trapez hielt.

Allmählich verebbte der Beifall. Bill Conolly war wohl der einzige,

der nicht geklatscht hatte. Seine Sorgen um den Geisterjäger wurden immer größer.

John kam einfach nicht zurück.

»Schade, daß Onkel Johnny nicht da ist. Dem hätte das sicherlich auch gefallen«, meinte der Kleine.

»Und wie«, erwiderte Bill.

»Wo ist er denn?«

»Er kommt schon noch«, beruhigte Bill den Kleinen.

»Vielleicht ist ihm auch schlecht geworden«, ermunterte Johnny. »Wenn ich zuviel gegessen habe…«

Er wurde unterbrochen, denn abermals erklang die Stimme aus den großen Lautsprechern. »Die Tornados, Ladies and Gentlemen, sind schon eine Sensation. Eine zweite, ebenso große, darf ich Ihnen nun ankündigen. Sie hat eigentlich nur einen Namen, und wenn ich das sage, dann werden die Männer glänzende Augen bekommen und die Frauen vor Wut auf ihren Gebissen knacken, denn diese Person ist nicht nur eine Augenweide, sie beherrscht auch etwas, was wohl niemand von uns kann. Als Herrin der Raubtiere wird sie zu Ihnen kommen. Aus dem tiefsten Dschungel Afrikas in die Manege eines sommerlichen London. Ich sage einen Namen, der Sie von den Stühlen reißen wird. Tricia di Monti…!«

»Yeeaahhhh…!«

Es war ein gewaltiger Schrei der Massen, vermischt mit Beifall, und das Innere des Zelts wurde zu einer tobenden Hölle. Der Ansager hatte nicht gelogen. Die Tornados, so gut sie auch waren, kamen nicht gegen Tricia di Monti an. Sie war der absolute Star dieser Zirkusschau. Sie wußte und genoß es.

Man sagt Menschen nach, daß, wenn sie lange mit Tieren zusammen sind, sie etwas von diesen Tieren annehmen und umgekehrt. Bei Tricia di Monti konnte man das Gefühl haben, daß ihre Adern nicht mit normalem, sondern mit Raubtierblut gefüllt waren.

Es war ihr Gang, als sie zwischen den Stäben auf den Käfig zuschritt. So federnd, so elastisch und gleichzeitig auch fordernd. Sie war sich ihrer Wirkung sehr wohl bewußt und hielt es nicht einmal für nötig, ein Lächeln anzuknipsen, als der wandernde Scheinwerferstrahl versuchte, sie einzufangen.

Sie schritt wie eine Königin.

Jeder sah sie. Und wer auf einem der billigen Plätze in den oberen Rängen hockte, stand auf und starrte nach unten, um Tricia erkennen zu können und nicht nur die auf ihren Plätzen hockenden Löwen und Tiger.

Ihre Berufskleidung konnte man im entferntesten Sinne mit einem Bikini vergleichen.

Ober- und Unterteil hatte sie angelegt, ansonsten schimmerte die

nackte Haut in einem metallischen Ton, einer Mischung aus blau, grau und braun.

Das Haar fiel lang und schwarz bis auf die Schultern. Es machte das Gesicht schmaler, auch die etwas aufgeworfenen Lippen fielen nicht auf.

Weiche Mokassins umschmiegten die Füße, und dicht über den Ellenbogen trug sie zwei breite Reifen, die aus einem helleren Material geformt waren. Es schimmerte wie bleiche Knochen.

Genau dort, wo der Gittergang in den runden Käfig mündete, machte sie einen großen Schritt und stand inmitten ihrer Raubtiere. Jetzt erst rührten sich diese.

Sie blieben jedoch auf den Plätzen sitzen und wandten nur träge die Köpfe, wobei sie der Frau zunickten, über deren Lippen daraufhin ein schmales Lächeln floß.

Hinter ihr rammten zwei Helfer das Verbindungstor zwischen Gang und Käfig zu. Es wurde sorgfältig mit einer Kette gesichert. Die Frau befand sich nun allein mit ihren Tieren in dem oben offenen Käfig, wo die Enden der Stangen leicht gebogen waren und nach innen wiesen.

Tricia di Monti blieb stehen. Der Beifall war ein wenig abgeflaut, brandete wieder auf, als Tricia die Arme hob, und donnerte machtvoll auf sie nieder.

Sie badete darin, sie genoß es. Als er allmählich abflaute und man wieder reden konnte, ohne zu schreien, bemerkte Bill Conolly, zu seiner Frau Sheila gewandt: »Fällt dir an der Frau etwas auf?«

Sheila schaute genau hin. »Meinst du die Kleidung?«

»Nein, die nicht.«

Sheila hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Eigentlich ist doch alles normal.«

»Bis auf zwei Dinge. Da wäre einmal der Dolch.«

»Wo?«

»Schau genau hin! Er steckt in einem schmalen Gürtel, der sich von der Farbe des Unterteils kaum abhebt, deshalb ist er so schwer zu erkennen, zudem besitzt er eine schwarze Klinge.«

Sheila beugte sich weiter vor, um besser sehen zu können. Dann nickte sie. »Tatsächlich, jetzt sehe ich ihn auch. Und was ist das zweite?«

»Jeder Dompteur oder jede Dompteuse besitzt eine Peitsche. Tricia di Monti hat keine.«

Um die Lippen der blondhaarigen Frau zuckte ein Lächeln. »Das ist doch nicht schlimm. Vielleicht bekommt sie noch eine gereicht. Mich würde es nicht stören. Dich?«

»Nicht direkt. Mich berührt es nur seltsam.«

»Traust du dieser Frau nicht?«

»Das hat damit nichts zu tun. Ich mache mir nur Sorgen um John.

Das ist alles.«
»Und da bringst du die Dompteuse mit in einen Zusammenhang.«
»Nein, eigentlich nicht.«
»Sondern?«
»Frag mich was Leichteres«, stöhnte Bill. Er beendete das Gespräch, denn wie alle anderen konzentrierte er sich auf das Programm, das nun anlief, wobei der Ansager noch einmal die Details erklärte.
»Ladies and Gentlemen. Die drei Tornados werden Ihnen beweisen, daß es mehr auf dieser Welt gibt, als nur Mut. Was Sie erleben werden, ist bereits der Anlauf zum Selbstmord. Ohne Netz und doppelten Boden werden sie über dem Raubtierkäfig ihre lebensgefährlichen artistischen Leistungen darbieten. Vor zwei Jahren noch traten sie als Fünfergruppe auf. Raten Sie mal, weshalb sie nur noch zu dritt sind. Aber das gehört dazu, das ist Berufsrisiko, dafür haben auch Sie, meine lieben Gäste, Eintritt bezahlt. Hier bekommen Sie was geboten, das ist kein Fernsehen, das ist kein Playback. Drücken wir ihnen die Daumen und noch mehr. Voilà, die drei Tornados…«
Scheinwerfer rotierten, richteten sich auf und knallten von vier verschiedenen Seiten ihre Lichtbündel auf die Artisten und auf eine Strecke, die sie überfliegen sollten.
Die Tornados streckten sich. Es fielen keine Worte, sie verständigten sich allein durch Gesten, wie es bei einem perfekt eingespielten Team üblich ist.
Nicht wenige Besucher hoben ihre Feldstecher und richteten die Optik auf die Artisten. Jede Einzelheit wollten die Besucher sehen, vielleicht auch die Gänsehaut auf den Körpern der todesmutigen Geschwister.
Den Dreien sah man nichts an. Sie waren ruhig, echte Profis, die sich voll konzentrierten.
Neben der Frau stand Marcel. Sein Gesicht wirkte gefühllos wie eine bronzene Maske. Er schaute stur geradeaus, wo an der gegenüberliegenden Seite des Zelts das zweite Trapez dicht über einer weiteren Plattform schaukelte.
Ein kurzer Trommelwirbel jagte durch das weite Rund. Es war das Startzeichen für Louisa. Sie wippte ein wenig in den Knien, holte mit dieser Bewegung Schwung und stieß sich ab.
Beide Arme hatte sie vorgestreckt. Die Beine hingen für einen Moment durch, als sie die Festigkeit der Plattform nicht mehr spürten, dann schwang sie ihren Körper vor, bekam Geschwindigkeit und jagte mit den Füßen voran auf das zweite Trapez zu. Sicher erreichte sie es, blieb stehen drehte sich und schleuderte das zweite Trapez zurück. Es war für Marcel gedacht.
Louisa hatte den Schwung genau berechnet. Als Marcel abstieß,

schrien einige Zuschauer entsetzt auf, doch mit sicherem Griff bekam er die Trapezstange zu fassen, schleuderte seine Beine hoch, eine kurze Turnübung, dann hatte er seine Kniekehlen um die waagerechte Stange geklemmt, wobei sein Oberkörper nach unten hing und er die Arme ausgestreckt hatte.

Bill Conolly verfolgte die Darbietungen nicht. Er hatte schon des öfteren diese artistischen Leistungen gesehen, zudem galt sein Interesse mehr der dunkelhaarigen Frau im Raubtierkäfig, die ihre Lippen zu einem wissenden Lächeln verzogen hatte.

Da Bill sehr günstig saß, konnte er dies genau erkennen und fragte sich als mißtrauischer Mensch, aus welchem Grunde diese Frau das tat. Den Blick hatte sie nach oben gerichtet. Die Tiger und Löwen waren für sie uninteressant.

Dann hob sie den rechten Arm.

Eine schnelle Bewegung, die meisten Menschen hatten sie nicht gesehen, aber die Raubtiere.

Einen Augenblick später spannten sie sich und richteten ihre Oberkörper auf, so weit es der Platz zuließ. Tricia di Monti schnippte mit den Fingern.

Zahlreiche Zuschauer erschreckten sich, als sich alle sechs Tiere gleichzeitig in Bewegung befanden. Sie wechselten im Sprung die Plätze, ihre Körper befanden sich in der Luft und auch über dem Kopf der Dompteuse, die ihn nicht einmal einzog.

Die hohen Hocker zitterten ein wenig nach, als die Tiere ihre Plätze getauscht und sich wieder hingesetzt hatten.

Beifall brandete durch das Rund. Der kleine Johnny hatte einen Heidenspaß. Er sprang von seinem Sitz auf und klatschte begeistert in die Hände.

Der Applaus galt nicht nur der Dompteuse, sondern auch den drei Tornados, die sich in ständiger Bewegung befanden. Hin und her schwangen die Trapeze. In der Luft und hoch über dem Boden führte Louisa einen zweifachen Salto durch und wurde sicher von Marcel abgefangen.

Plötzlich standen sie wieder auf ihren Trapezen, lächelten und nahmen den Beifall entgegen.

Tricia bewegte den Arm. Sie drehte ihn einmal im Kreis, und abermals wurde der Befehl von den Tieren verstanden. Sie verließen ihre Plätze und begannen, genau dem Zeigefinger folgend, ihre Runden zu laufen.

Sie gehorchten sogar einem Augenzucken ihrer Herrin. So sehr hatte die Dompteuse sie in der Gewalt.

Und dicht unter der Kuppel schwangen die drei Tornados. Ihre Körper flogen, wirbelten und stießen doch nicht zusammen.

Diesmal zeigte vor allen Dingen Marcel sein Können. Für ihn schien

die Trapezstange überhaupt nicht nötig zu sein, er befand sich viel mehr in der Luft und drehte seine Salti. Wie er im letzten Augenblick dann die Stange zu fassen bekam, war schon phänomenal.

Die sechs Raubtiere kümmerten sich nicht darum, was sich über ihrem Käfig abspielte. Sie liefen ihre Runden, nur Tricia schaute hoch, und Bill Conolly, der die Frau genau beobachtete, sah plötzlich, daß sie ihren Mund öffnete, aber nichts sagte.

Trotzdem mußte dies irgendeine Bedeutung gehabt haben, denn Marcel, der Flieger, richtete sich auf. Er bäumte in der Luft schwebend seinen Oberkörper in die Höhe, streckte den rechten Arm aus, um die auf ihn zuschwingende Trapezstange fassen zu können, als es passierte.

Der Artist griff ins Leere!

Für den Bruchteil einer Sekunde schien er in der Luft zu schweben.

Dann jedoch folgte er den Gesetzen der Schwerkraft.

Marcel fiel!

Nicht ein Schrei drang aus seiner Kehle, während die Trapezstange zurücksegelte und die beiden anderen Artisten vor Entsetzen zu Salzsäulen wurden.

Blitzschnell jagte der Körper in die Tiefe.

Sein Landeplatz war der Raubtierkäfig. Im Mittelpunkt des Kreises rammte er auf den Boden, wo eine kleine Wolke aus Staub und Sägespänen in die Höhe flog.

Erst jetzt begriffen die Zuschauer.

Und ein einziger Schrei des Entsetzens jagte gegen das Dach des Zirkuszeltes…

***

Ich hatte erlebt, wie Gina das Pferd mit einem Hieb tötete und fragte mich, wie ich gegen dieses unmenschliche Kraftbündel ankommen sollte.

Wenn sie mich auch so erwischte, war ich geliefert, deshalb mußte ich meine Schnelligkeit ausspielen. Ich durfte die Frau nicht zum Schlag kommen lassen und wich zunächst einmal zurück. Natürlich hätte ich auch versuchen können zu fliehen, es wäre sinnlos gewesen, sie wäre mir sicherlich gefolgt, und so wären auch andere Menschen in Gefahr geraten. Dieses Problem hier mußte ich völlig allein lösen.

Sie lächelte siegessicher. Wer so eine Kraft besaß, konnte sich das erlauben. Gegen sie nutzten keine magischen Waffen, aber wie sollte ich sie mir vom Hals halten?

Schon drosch sie zu. Es war eine Täuschung. Ich hörte sogar das Pfeifen des Schlages, als er vor meinem Gesicht entlang wischte, und zuckte zurück.

Dabei drehte ich mich, und in der Drehung entdeckte ich plötzlich

etwas.

Es war eine Mistgabel.

Der Mann, den ich gefragt hatte, wollte sie nicht mehr haben, so daß sie mir gerade recht kam.

Bevor Gina überhaupt merkte, was los war, war ich an ihr vorbeigehuscht. Ich riß die Gabel an mich. Beide Fäuste klammerte ich darum, während ich mit der Gabel in der Hand herum schwang.

Jetzt deuteten die drei Zinken auf sie.

Und schon griff sie an.

Dabei nahm sie keine Rücksicht auf meine Waffe. Sie warf sich gegen mich, wollte mich niedermachen, ich stach ihr die Gabel entgegen, bekam sie in der Körpermitte zu fassen und hätte sie normalerweise ausschalten müssen.

Aber sie war kein Mensch mehr.

Schon als ich das singende Geräusch des Treffers hörte, war mir klar geworden, daß ich mich geirrt hatte. Auf diese Art konnte ich sie nicht stoppen.

Aber zurückwerfen.

Ich drückte hart gegen den Gabelstiel, lief selbst noch vor und schleuderte sie bis gegen die Wand.

Ein wütender Schrei fauchte aus ihrer Kehle, denn das schien ihr überhaupt nicht zu gefallen. Sie überrollte sich am Boden, ich zog die Gabel wieder zurück, lief ein paar Schritte auf Gina zu und rammte meine Waffe wieder nach unten.

Steter Tropfen höhlt den Stein. Nach diesem Motto ging ich vor, aber diesmal traf ich nicht.

Gina rollte sich gedankenschnell zur Seite, die drei blanken Zinken wischten dicht an ihr vorbei und hieben gegen den harten Boden, wo sie sich durchbogen und fast noch abgebrochen wären.

Rasch zog ich meine Waffe wieder zurück, denn Gina wollte nach ihr greifen, und sie hätte es mit ihrer Kraft auch geschafft, mir die Heugabel zu entwinden.

So glitt ich zurück.

Sofort kam sie wieder auf die Füße. Bisher hatte Gina es nicht geschafft, mich einmal zu treffen, und das machte sie wütend, denn aus ihrem Mund drang ein drohendes Fauchen. Da sprühte auch Speichel vor ihren Lippen, sehr seltsam schaumig wirkend, und die Narbe in ihrem Gesicht glühte noch intensiver. Sie verbreitete einen regelrechten Schein, der an einer Seite um ihrem Kopf lag.

»Stell dich endlich!« fauchte sie. »Verdammter Bulle, bleib nur stehen, sonst…«

»Ich bin da«, erwiderte ich kalt und bewegte die Heugabel genau so, wie Gina ging, so daß sie bei jeder Bewegung auf die blanken Zinken schauen mußte.

Wieder griff sie an.

Diesmal mit einer kurzen Rechtstäuschung, um links vorbeizulaufen. Ich war schneller, drehte die Gabel und erwischte meine Gegnerin ebenfalls voll.

Ich hatte sehr viel Kraft in die Attacke gelegt. Das blieb nicht ohne Erfolg, denn Gina konnte die Wucht nicht mehr abfangen und ging zu Boden.

Sofort sprang sie hoch.

Da hatte ich bereits ausgeholt. Ich wollte ihr den Stiel der Gabel seitlich gegen den Kopf hämmern und erwischte sie auch mitten im Sprung.

Wieder wunderte ich mich über das seltsame Treffergeräusch, und meine Aufmerksamkeit ließ für einen Moment nach.

Das war ein Fehler.

Gina besaß nicht nur Kraft, sondern auch Raffinesse. Bevor ich mich versah, schnellte ihre freie rechte Hand vor, und es gelang ihr, mit den Fingern den Stiel der Heugabel zu umklammern.

Es war für mich eine schlimme Enttäuschung, als ich ihr Gesicht dicht vor mir sah. Den Triumph konnte ich aus den Zügen ablesen. Da leuchteten die Augen wild auf, und ich wußte auch, daß sie mir jetzt überlegen war.

Gina bewies es drastisch.

Sie setzte nicht einmal alle Kraft ein. Vielleicht reichte die Hälfte, um mich zu besiegen, aber sie schaffte es beinahe spielend, mir die Heugabel zu entwinden.

Ich hatte sie festhalten wollen, dem Zug allerdings konnte ich nichts entgegensetzen. Der Stiel schrammte durch meine Hände, erwärmte die Haut, und plötzlich hielt meine Gegnerin die Gabel fest, wobei ich noch zwei unsichere Schritte nach vorn machte und Angst hatte, in ihren Schlag hineinzulaufen, den sie zum Glück nicht ansetzte, obwohl sie eine Hand frei hatte.

Auch Gina mußte zurück. Wieder wurde sie von der Wand aufgehalten, und sie kantete die Heugabel herum, so daß die drei blanken Zinken mit ihren Spitzen jetzt auf mich zielten.

Ich empfand in diesem Moment einen panischen Schrecken und wandte mich, so rasch es ging, ab, um aus der unmittelbaren Stoßweite zu gelangen. Gina setzte auch nicht nach. Sie hatte etwas anderes, Teuflerisches vor. Während sie den rechten Arm hob, gellte mir ihr Lachen entgegen. Dabei drehte sie sich noch ein wenig zur Seite, so daß ich nicht nur vor ihr, sondern genau in Wurfrichtung der verfluchten Heugabel stand.

Eine halbe Sekunde benötigte sie, um zu zielen, dann schickte sie die Heugabel mit unheimlicher Wucht auf die Reise.

Wie ich weggekommen war, kann ich heute nicht mehr sagen. Es war

ein verzweifelter Sprung in die Höhe, eine gleichzeitige Drehung zur Seite, die mich so weit zurückkatapultierte, daß ich mit dem Rücken gegen einen Pfosten zwischen zwei Boxen krachte.

Ich spürte den verfluchten Schmerz, doch er zählte nicht. Wichtig allein war, daß mich die Heugabel verfehlt hatte. Alles andere konnte ich mir schenken.

Die zweckentfremdete Heugabel steckte in einer Schwingtür. Sie hatte sie weit aufgestoßen, und der Stiel war irgendwo festgekantet, so daß die Tür nicht wieder zufallen konnte.

Gina wollte erst gar nicht begreifen, daß sie keinen Erfolg gehabt hatte.

Sie verzog ihr Gesicht. Unglaube stahl sich in ihre Augen, die dabei ein wenig menschlicher wirkten, dann kam sie vor, um mich wieder zu attackieren.

Den negativen Erfolg mit der Heugabel hatte ich bereits erlebt. Deshalb konnte ich es mir sparen, mich damit zu wehren. Also verpaßte ich ihr einen Fußtritt.

Das ging blitzschnell. Ich war an ihrer Deckung und an der gleichzeitig erhobenen Hand vorbeigehuscht und hatte zugetreten. Dieser Karatetreffer schmetterte sie zu Boden, machte sie allerdings nicht kampfunfähig, so daß sie sich zweimal überrollte, aber wieder auf die Füße kam.

In meinem Magen machte sich ein flaues Gefühl breit. Meine Zungenspitze huschte aufgeregt über die Lippen, als ich mich breitbeinig aufstellte und den Angriff erwartete.

Sie lachte mit offenem Mund. Die Pupillen zeigten wieder den kalten, metallischen Glanz, zudem waren die Augen ein wenig zusammengezogen, so daß sie regelrechte Sicheln bildeten.

»Du kriegst ihn!« versprach sie mir mit flüsternder Stimme. »Du kriegst den Stich, und du wirst den Göttern des Dschungels gehorchen, das verspreche ich dir.«

»Welchen Göttern?« hakte ich nach.

»Denen, die über mich wachen.«

»Und weshalb wachen sie?«

»Weil auch ich ein Diener bin. Man hat mich zu einem ihrer Diener gemacht, und ich führe ihre Aufträge durch. Bis zur letzten Konsequenz«, versprach sie mir.

Die letzte Konsequenz hieß Mord. Das war bei Gangstern so und bei Dämonen nicht anders.

Was sollte ich tun? Ich besaß einen Dolch. Die Klinge bestand aus geweihtem Silber. Vielleicht konnte ich damit etwas ausrichten. Gina hatte von einem Stich gesprochen. Ich aber wollte ihr einen verpassen.

Meine Hand rutschte dorthin, wo der Griff aus der schmalen weichen Scheide schaute, dann zog ich die Waffe und hielt sie so, daß die

Spitze in Ginas Richtung zeigte.
Sie breitete die Arme aus. Waffenlos stand sie vor mir. »Damit willst du mich töten?« lachte sie.
»Möglich.«
»Dann versuch es!« Kaum hatte sie die Worte gesprochen, als sie mich angriff.
Es war eine wütende Attacke, sie wollte mir wieder entwischen, ich tauchte weg, drehte mich dabei und packte noch in der Bewegung zu, indem ich meinen freien Arm ausstreckte und ihren Kopf zu fassen bekam. Plötzlich hielt ich Haare zwischen den Fingern und hörte ein knurrendes Geräusch. Ich riß den Kopf zu mir heran.
Dabei leuchtete die Narbe genau vor mir.
Im Bruchteil einer Sekunde kam mir die Idee. Vielleicht war das die einzige Stelle, wo ich etwas erreichen konnte.
Ich stieß zu.
Die Narbe war ein Zentrum der Magie. Im nächsten Augenblick kam sie mir vor wie Siegfried, denn auch er besaß nur eine Stelle am Körper, die verwundbar gewesen war, nachdem er in Drachenblut gebadet hatte.
Bei Gina war es die Wange.
Ich brauchte die Klinge nicht einmal in die Haut zu drücken. Die Reaktion setzte bereits ein, als die Spitze die Wange berührte.
Gina stemmte sich in die Höhe. Dabei wurde ihr Körper steif, und im nächsten Augenblick stieß sie einen irre klingenden Laut aus. Das Gesicht, durch den Pferdehuf schon verunstaltet, bekam den Rest. Und auch der Körper besaß keine Widerstandskraft.
Gina rutschte aus meinem Griff.
Ihr Körper wurde plötzlich schwer, ich ließ auch die Haare los und sah, wie sie vor meinen Füßen zusammensank. Sie brachte die Arme noch hoch und preßte ihre Hände gegen das Gesicht, bevor sie die Balance verlor und allmählich zur Seite kippte.
Gina fiel zu Boden. Gleichzeitig löste sie ihre Hände vom Kopf, und ihre Beine streckten sich.
Tot blieb sie liegen…
Ich schaute auf sie nieder. Die Wunde war verschwunden. Statt dessen sickerte ein dünner Blutfaden aus der Schnittstelle und rann über ihr Gesicht, bevor er zu Boden tropfte.
Ich schüttelte mich, schaute auf meinen Dolch und ließ ihn wieder verschwinden. Dann ging ich in die Knie.
Normal fühlte sich die Haut an. Das Blut schien sich wieder zurückverwandelt zu haben, so daß ein toter Mensch vor meinen Füßen lag. Ihm war nicht anzusehen, was er einmal gewesen war.
Tief holte ich Luft. Gina hatte ich besiegen können. Jedoch um welchen Preis. Sie lebte nicht mehr und konnte mir auch keine

weiteren Informationen geben. Wenn es mir bei ihr schon so schwer gefallen war, wie hart mußte der Kampf erst gegen diejenige sein, die alles in die Wege geleitet hatte. Ich dachte an die dunkelhaarige Frau, die Gina attackiert hatte. Sie war die treibende Kraft, wobei ich nicht einmal ihren Namen kannte. Zudem hatte Gina von Dschungelgöttern gesprochen.

In welch einem Zusammenhang stand sie zu der Schwarzhaarigen und auch zu Gina?

Das mußte ich herausfinden. Es würde mir kaum gelingen, wenn ich im Stall stehenblieb. Hier befand ich mich gewissermaßen im Abseits.

Irgendwo anders würden sich die Dinge sicherlich entwickeln, und dort mußte ich hin.

Ziemlich wacklig auf den Beinen war ich, als ich den Stallgang durchschritt. Die Tiere hatten sich wieder beruhigt. Sie merkten, daß die Gefahr nun vorbei war. Nur das tote Pferd schaute mit seinen. Hufen unter der Tür hervor.

Ein makabres Mahnmal…

Ich ging den normalen Weg wieder zurück, denn ich wollte zunächst einmal meinen Platz einnehmen und vor allen Dingen meinen Freund Bill Conolly informieren. Vielleicht konnten wir gemeinsam etwas unternehmen. Das mußte ja zu schaffen sein.

Ein paar Helfer standen herum. Sie schauten mich ärgerlich an, als ich sie passierte.

Dann aber geschah es.

Plötzlich und unerwartet war von einer Sekunde zur anderen die Hölle los. Da ich meinen Blick schon in das Rund der Manege gerichtet hatte, konnte ich auch den Körper sehen, der sich unter dem Zeltdach löste und in rasender Geschwindigkeit nach unten fiel.

Er landete innerhalb eines Raubtierkäfigs.

Dann erst ertönte der Schrei des Entsetzens!

***

Es kam Bill Conolly so vor, als hätte jemand 1000 Sirenen zur selben Zeit eingeschaltet, wobei nur die wenigsten synchron brüllten, schrien oder jammerten.

Jedenfalls war es die Hölle!

Die Menschen hatten den Unfall gesehen. Mit ihren eigenen Augen hatten sie verfolgen können, wie ein Mensch aus großer Höhe abstürzte und dabei genau zwischen die Raubtiere krachte.

Er war stumm gefallen, ohne einen einzigen Laut auszustoßen, und es schien, als habe er mit dieser Möglichkeit gerechnet.

Wie alle anderen, waren auch die Conollys aufgesprungen. In den nächsten Augenblicken schienen Sekunden zu einer zähen Masse zu werden, wobei Bill das Gefühl hatte, die Zeit würde wesentlich

langsamer ablaufen als normal.
Auch Johnny hatte den schrecklichen Vorgang mitbekommen. An ihren Jungen dachte Sheila zuerst. Sie drehte sich, packte den Kleinen und preßte ihn fest an sich.
Johnny vergrub sein Gesicht in Sheilas Kleidung. Er schluchzte. Seine Schultern zuckten, während Bill wie erstarrt auf dem Fleck stand, durch die Gitter schaute und wie ein Mensch wirkte, der im nächsten Augenblick losspringen würde.
Noch hielt er sich zurück.
Dann begann das Chaos. In die Schreie mischte sich die Angst. Einige Besucher versuchten, den Zirkus zu verlassen. Da sie sehr ungünstig saßen, kamen sie nicht so schnell weg. In ihrer Panik rissen sie andere, die aufgestanden waren, um ihnen den Weg freizumachen, kurzerhand mit um.
Aggressionen peitschten hoch. Die Angst wurde zu einem sich öffnenden Ventil.
Freie Bahn!
Wenigstens für Bill Conolly. Er hörte nicht auf den Warnruf seiner Frau, sondern startete und setzte mit einem Sprung über die Manegen-Abtrennung um an die Gitter zu laufen.
Die Tiere hatten ihre Wanderung unterbrochen. Löwen und Tiger gehorchten der Dompteuse noch immer. Sie brauchte nur mit dem Finger zu schnippen, und schon wuchteten die Raubtiere ihre starken Körper auf die Sitzflächen.
Gleichzeitig reagierte die Direktion. Ein Sprecher war ans Mikrophon getreten, um die Menschen mit wohlpassenden Worten zu beruhigen.
Worte, die auch von den beiden letzten Tornados gehört wurden. Sie standen wie Denkmäler in luftiger Höhe auf einer Plattform und schauten nach unten. In ihren Gesichtern regte sich nichts. Daß sie jedoch Angst hatten, bewies Louisa, die sich um ihren Bruder geklammert hatte und bleich wie eine Kalkwand war.
»Ladies and Gentlemen«, sagte der Sprecher. »Es tut mir so unendlich leid, daß diese Nummer leider tragisch enden mußte. Aber wer uns Zirkusleute kennt, der weiß, daß wir niemals aufgeben. Das Risiko ist unser Geschäft, und die drei Tornados…«
Was er noch weiter sagen wollte, das verschluckte er, denn auch der Sprecher konnte kaum fassen, was innerhalb des Raubtierkäfigs geschah.
Marcel, von den drei Tornados, der wie ein gekrümmtes Fragezeichen am Boden lag, bewegte sich plötzlich. Zunächst war es nur ein Zucken, das durch seinen Körper lief, dann aber hob er den Kopf, setzte sich auf und schaute in die Runde.
Es befand sich wohl niemand im weiten Rund, der jetzt die Nerven besessen hätte, den Vorgang zu kommentieren, weil er zu

unwahrscheinlich war.

Ein Mensch, der aus dieser gewaltigen Höhe abgestürzt war, konnte sich normalerweise nicht mehr aufsetzen und aufstützen. Das war einfach nicht drin.

Dennoch geschah es.

Auch Bill Conolly verstand im ersten Augenblick die Welt nicht mehr.

Wenn er alles erwartet und mit allem gerechnet hätte, damit jedoch nicht.

Es war ihm unbegreiflich.

Er stand da und hatte seine Hände um die Stäbe gekrallt. Was um ihn herum geschah, interessierte ihn nicht. Bill starrte durch eine Lücke auf den Mann.

Der rollte sich ein wenig zur Seite, gab sich selbst Schwung — und stand wieder.

Eigentlich hätte er für diese Leistung Beifall verdient gehabt. Die Menschen jedoch waren zu konsterniert, um an so etwas zu denken. Sie konnten nichts machen, nur schauen und starren.

Selbst dem Sprecher versagten die Worte. Ihm fiel nichts ein, was er noch hätte sagen können. Keiner konnte ein Wort sprechen. Es klatschte auch niemand Beifall, als sich Marcel im Kreis drehte, dabei die Arme hob und sich so dem Publikum präsentierte.

Bill Conolly stand dicht am Gitter. Weil er so nahe stand, konnte er den Artisten genau sehen. Und der Reporter konzentrierte sich auf dessen Gesicht.

Er starrte direkt in ein Augenpaar, das ihm sehr seltsam vorkam. Als menschlich konnte und wollte er den Ausdruck nicht bezeichnen. Die Pupillen schimmerten seltsam metallisch, und sie schienen auch von innen heraus zu leuchten. Bill war sicher, daß mit diesem Mann etwas geschehen war, das nicht mit normalen Maßstäben zu messen war. Hier hatte sich einiges getan, allerdings wußte der Reporter nicht, in welch einen Zusammenhang er das bringen sollte.

Da war er einfach überfragt.

Für den Bruchteil eines Augenblicks schien sich der Blick in Bills Augen zu bohren, jedenfalls hatte er das Gefühl, dann drehte sich der andere wieder weg, und Bill konnte ihn nun im Profil erkennen.

Er sah den Schnitt.

An der linken Wange klaffte ein Riß, aus dem normalerweise Blut hätte sickern müssen. Das war nicht der Fall. Und doch entdeckte Bill nicht nur die blanke Haut, sondern auch ein seltsames rötliches Schimmern, das sich von der Wunde her ausgebreitet hatte.

Unter der Haut hätte eine rote Birne brennen können. So jedenfalls hatte der Reporter das Gefühl. Im nächsten Moment drehte ihm der Artist wieder den Rücken zu.

Noch herrschte Stille.
Erst dann erfolgte der Schrei.
»Marcel!« Der Name des Artisten echote durch das Zirkuszelt, wobei er das Ohr eines jeden Besuchers erreichte.
Keiner der Zuschauer hatte ihn ausgestoßen. Hoch oben auf dem Trapez stand Louisa und brüllte den Namen ihres Bruders. Sie hatte sich vorgebeugt, hielt sich mit einer Hand an dem rechten Trapezseil fest und konnte es kaum fassen.
Ebenso wie die anderen zahlreichen Besucher, die noch größere Augen bekamen, als Marcel es nicht mehr auf seinem Platz hielt und er wie der große Sieger zwischen den starr sitzenden und stumm beobachtenden Raubtieren einherschritt.
Er hatte gewonnen — er allein!
Und er genoß es, während die Dompteuse ihre Lippen zu einem wissenden Lächeln verzog.
Dies erkannte Bill sehr deutlich. Zudem drehte sich die Frau so um, daß sie durch die Stäbe und dorthin schauen konnte, wo in der ersten Reihe zwei Plätze leer waren.
Da hatten John Sinclair und Bill Conolly gesessen!
Zufall — Absicht?
Bill glaubte an Absicht. Für ihn war auch klar, daß diese artistische Leistung nicht mit normalen Maßstäben zu messen war. Da mußte etwas anderes dahinterstecken.
Bill wußte nicht, wer es war. Jedenfalls begann einer der Besucher laut zu klatschen. Die ersten Takte waren sogar in dem weiten Zelt zu hören, und sie konnte man als die Initialzündung bezeichnen, denn nun fielen die anderen Besucher mit ein.
Es war eine Welle, eine gewaltige Woge, die ihren Weg durch das Zelt fand und jeden Zuschauer regelrecht ansteckte und ihn dabei auch überspülte.
Die Menschen waren begeistert. Auf einmal hatten sie keine Angst mehr.
Sie war verflogen, hinweggeweht von einem Windstoß der Sympathie.
Die Conollys waren wohl die einzigen, die nicht klatschten. Sie standen nur da und beobachteten, wie der Reporter mit einem raschen Blick über die Schulter auf seine Frau feststellen konnte. Sie ahnten einiges, obwohl sie nichts Konkretes wußten.
Selten hatte Bill Conolly einen solchen Beifallssturm erlebt. Er schien überhaupt nicht stoppen zu wollen und wurde rhythmisch wie in einem Fußballstadion, wenn die einheimische Mannschaft sich auf der Siegerstraße befand und weiter angefeuert wird.
Der Beifallssturm schien das Zelt wegsprengen zu wollen. So unheimlich, so gewaltig brauste er über die Menge hinweg, und selbst

die Masten schienen zu vibrieren.

Scheinbar unberührt von diesem Applaussturm blieb die Dompteuse. Sie nahm ihn entgegen, blieb lässig stehen, und ein wissendes Lächeln zuckte um ihre Lippen.

Auch schaute sie Bill an.

Der Reporter sah wieder den unheimlichen Ausdruck in ihren Pupillen.

Abermals kam ihm der Vergleich mit einer nicht menschlichen oder dämonisch beeinflußten Person in den Sinn. Etwas anderes konnte diese Tricia di Monti nicht sein. Zudem hatte Bill erlebt, wie sie mit den Tieren fertig wurde. Das war schon phänomenal. So etwas schaffte man so leicht nicht. Aber Tricia brachte es.

Wer hatte ihr die Kraft gegeben? Noch immer wurde geklatscht. Die Zuschauer mußten schon wunde Hände bekommen, und Tricia di Monti setzte sich in Bewegung, wobei sie langsam auf die Stelle des Käfigs zuschritt, an der Bill Conolly stand und mit beiden Händen die Gitterstangen umklammert hielt.

Sie schaute ihn an.

Bill wollte den Blick erwidern. Es gelang ihm nicht. Da war etwas in den Augen der Frau, das er nicht erklären konnte, das mit Menschlichkeit nichts mehr zu tun hatte.

Sah er hier den Dämon, der in der Frau steckte?

Fast wollte Bill Conolly es glauben. Er merkte, daß es ihm schwerfiel, seine Hände von den Stäben zu lösen und zurückzugehen. Die Frau besaß nicht nur Macht über die Raubtiere, sie versuchte auch, diese auf die Menschen auszudehnen.

Möglicherweise hätte es der Reporter nicht geschafft, wenn ihn nicht der laute Ruf seiner Frau erreicht hätte. Es war wie ein Stich, der in das dumpfe Gehirn Bill Conollys drang und ihn endlich aus der unheimlichen Starre löste.

Bill ging zurück.

Ein, zwei Schritte. Dabei ließ er Tricia di Monti nicht aus den Augen. Erst dicht vor dem Gitter stoppte sie und legte ihre Hand auf den Dolchgriff.

Eine bezeichnende Bewegung?

Bill spürte plötzlich eine Gänsehaut. Sie rann über seinen Rücken und hatte am Hals ihren Anfang gefunden, wobei sie erst am letzten Wirbel stoppte.

Der Reporter spürte, daß die Macht der Dompteuse immer stärker wurde. Ihr Einfluß war größer als der seiner Frau Sheila, und Bill Conolly verhielt seinen Schritt.

Er stoppte auf halber Strecke zwischen Käfig und Platz, hörte die verzweifelten Rufe seiner Frau, allein, er kümmerte sich nicht darum, Tricia di Monti war in diesem Fall stärker.

Bill hatte auch kein Gehör für die Lautsprecherstimme. Der Ansager war ebenfalls von seinem Schock befreit worden. Für ihn war es eine nicht eingeplante Sensation gewesen, und er mußte sich erst mit den neuen Gegebenheiten abfinden und sich vor allen Dingen auf sie einstellen.

Das hatte er endlich geschafft.

»Ladies and Gentlemen. Seien wir mal ehrlich. Ehrlich gegen uns, ehrlich gegen unsere Nachbarn und Freunde. Wo, in aller Welt haben Sie so etwas schon erlebt? Wo, frage ich Sie? Das gibt es nicht, das ist einmalig, das ist die Sensation überhaupt. Ein Mensch fällt aus dieser Höhe in einen Raubtierkäfig, bleibt für Sekunden nur liegen, um anschließend wieder aufzustehen…«

Die Stimme hatte den Beifallssturm unterbrochen. Menschen sind leicht zu beeinflussen, das war in diesen Augenblicken wieder einmal festzustellen.

Sie saßen wie gebannt auf ihren Plätzen und lauschten der Stimme, während einer nur vorging.

Es war Bill.

Beobachtet wurde er von seiner Frau. Sie hatte sich vorgebeugt, rief den Namen ihres Mannes und kümmerte sich auch nicht um die seltsamen Blicke der Nachbarn.

Bill sollte zurück.

Für einen Moment schöpfte Sheila Hoffnung, als der Reporter stehenblieb. Sie rechnete damit, daß er sich umdrehen würde, es geschah nicht. Er zögerte zwar, ging dennoch weiter und lenkte seine Schritte dort auf den Käfig zu, wo Tricia di Monti wartete.

Sie besaß mehr Macht und Einfluß als Sheila. Das stellte Bills Frau fest.

Sie nahm es als eine Tatsache hin, war darüber nicht erbost, denn Sheila wußte genau, daß dieses Geschehen von anderen Kräften diktiert wurde. Sollte sie Bill nacheilen?

Eigentlich kein Problem, aber sie hätte Johnny aus den Augen lassen müssen, und der Junge war selbst hin- und hergerissen worden. Er wußte nicht, was er machen sollte, bewegte zwar die Lippen, doch kein Wort drang aus seinem Mund.

Sheila schluckte. Jetzt mußte sie sich entscheiden. Wenn sie lange zögerte, dann…

Sie erhob sich.

Genau in dem Augenblick bewegte sich ihr Mann schneller. Zwei große Schritte ging Bill Conolly vor, und er überwand die trennende Distanz zum Käfig.

Das hatte Tricia di Monti gewollt.

Plötzlich zog sie den Dolch, die Lippen waren in die Breite gezogen, und Bill starrte fasziniert und gleichzeitig hypnotisiert auf die Spitze

der Klinge, die ihn gleich erwischen würde. Daran gab es nichts zu rütteln. Er tat auch nichts, um sich zur Wehr zu setzen. Für ihn allein zählte der Dolch, der das Zeichen der Tricia di Monti in seinem Gesicht hinterlassen wollte.

»Bill!« Sheila wollte den Namen schreien, es wurde nur ein Krächzen. So sehr stand sie unter dem schrecklichen Eindruck des unheimlichen Geschehens.

Tricia di Monti holte aus. Die kurze Entfernung konnte sie blitzschnell überbrücken.

Genau da sprang Sheila auf.

Sie hörte noch den Ruf ihres Sohnes, achtete nicht auf ihn und erkannte mit Schrecken, daß sie zu spät kommen würde. Allerdings bemerkte sie noch den Schatten. Von der rechten Seite huschte er heran, spannte sich, und plötzlich griff eine Hand in den Zwischenraum der Stäbe und umklammerte das Gelenk der Dompteuse…

***

Die Hand gehörte mir!

Ich hatte den Stall hinter mich gebracht und war wie der Teufel gerannt, der eine arme Seele schnappen wollte. Die Umwelteinflüsse waren an mir abgeprallt, denn ich hatte nur Augen für Bill Conolly gehabt, der sich im Bann dieser seltsamen Frau befand.

Dann griff ich zu!

Ich hatte alles auf eine Karte setzen müssen, wobei ich mir nicht sicher sein konnte, das Gelenk auch beim erstenmal so packen zu können, daß die Frau es nicht mehr schaffte, zuzustechen.

Es war mir gelungen!

Meine Finger glichen eisenharten Klammern, als ich sie buchstäblich zusammenschraubte und sich die Kuppen berührten, denn so schmal war das Gelenk der Frau.

Sie hatte auf mich nicht geachtet. Erst als sie den Druck verspürte, drehte sie ihr Gesicht weg und starrte mich an.

Ich hielt dem Blick stand.

Ja, das war die Frau, die ich schon bei den Wagen gesehen hatte. Und sie hielt auch ihren Dolch in der Hand, mit dem sie Gina so stark verletzte und sie damit in ihrem dämonischen Bann zog. Es gab keine andere Möglichkeit, und ich befand mich auf der Siegerstraße, denn es gelang mir, sie zurückzuwuchten.

Dabei ließ ich das Gelenk los. Mit der anderen Hand schleuderte ich Bill Conolly zur Seite und damit aus der unmittelbaren Nähe des Raubtierkäfigs.

Mein Freund stolperte. Er stieß noch gegen die runde Manegenmauer, wobei es ihm nicht mehr gelang, sich zu fangen und

er über die Abtrennung kippte.

Dort fiel er in Sheilas Arme. Das alles sah ich nicht. Mich interessierte Tricia di Monti, die ebenfalls zurückgewichen war und mich stumm anstarrte.

Kein Ansager ließ mehr seine Stimme ertönen. Es war still im weiten Rund geworden, wobei sich die meisten Zuschauer bestimmt fragten, ob die Nummer, die, wir abzogen, auch noch zum Programm gehörte.

Mit Überraschungen waren sie ja inzwischen vertraut gemacht worden.

Diese allerdings gehörte nicht zum Programm. Sie war allein eine Sache zwischen ihr und mir.

Und den Raubtieren.

Sie waren die große Unbekannte in meiner Rechnung. Tricia di Monti beherrschte sie. Ich hatte schon auf dem Weg starke Bedenken gehabt, die sich nun erfüllen sollten.

Mit einer harten Drehung wandte sich die Frau um. Für Sekunden schien ihr Blick Flammen zu sprühen. Sie ballte die Hände und nickte den Raubtieren zu.

Dann zischte sie einen Befehl.

Ich bekam plötzlich Angst und stellte fest, daß dieses Gefühl berechtigt war, denn ein männlicher Löwe löste sich von seinem Platz. Er benötigte nur einen Satz, um sein Ziel zu erreichen.

Das war ich.

Zum Glück trennte uns das Gitter. Als die Gestalt des Tieres so riesengroß vor mir hochwuchs, schrien einige Zuschauer auf, und ich sprang vor Schreck einen Satz zurück.

Der Käfig erzitterte unter der Wucht des Sprunges. Dabei merkte ich, wie schwer dieser gewaltige Löwenkörper war. Wenn alle Tiere gemeinsam sprangen, hätten sie den Käfig bestimmt umreißen können. Diese Tiere machten mir Sorgen. Äußerlich völlig normal, wurden sie von einer Person beherrscht, die man mit dem Begriff dämonisch umschreiben konnte. Diese Tricia di Monti besaß eine so große Macht über die Geschöpfe, daß sie nicht einmal mit der Peitsche zu knallen brauchte, damit sie ihr gehorchten. Sie folgten bereits bei einem Schnippen der Finger, und — da war ich mir sicher — würden alles für sie tun.

Alles — das bedeutete auch Töten!

Ich war zurückgewichen und starrte auf den Löwen. Neben Tricia di Monti hatte er sich zusammengeduckt. Aus seinen verhältnismäßig kleinen Augen funkelte er mich an, die Härchen seiner dichten Halskrause zitterten. Es stand fest, daß dieser Löwe erregt war. Für seinen Zustand zeigte sich einzig und allein Tricia di Monti verantwortlich.

Diese seltsame Erregung war nicht nur auf ein Tier allein beschränkt

geblieben. Auch die übrigen fünf hockten nicht mehr so ruhig auf ihren Plätzen. Sie bewegten sich leicht geduckt. Unter ihrem Fell spielten die Muskeln, und sie suchten immer wieder die Nähe ihrer Dompteuse.

Der abgestürzte Artist hielt sich mehr im Hintergrund. Er rührte sich nicht einmal. Anscheinend wartete er auf weitere Anordnungen oder Befehle von Tricia di Monti.

Noch hielt sie sich zurück.

Ich erlaubte mir einen raschen Blick in die Höhe. Die beiden Artisten hatten die Plattform verlassen. Über die lange Strickleiter kletterten sie nach unten.

Für sie war das Programm beendet! Für die Zuschauer auch?

Zumindest das offizielle, denn nun würde kein Programm-Macher mehr den Ablauf in die Hand nehmen, der lag jetzt woanders — bei Tricia di Monti.

Eine unheimliche Atmosphäre hatte sich innerhalb des Zelts ausgebreitet. Sie war irgendwie dicht geworden, die Luft schien sich auch verändert zu haben. Sie kam mir schwerer vor, und auch ich hatte Mühe, überhaupt Luft zu bekommen.

Eine gefährliche Ruhe. Die Ruhe vor dem großen Sturm. So und nicht anders mußte ich es sehen.

Bill stand neben mir. Ich hörte sein scharfes Atmen. Auf den Rängen hatten sich zahlreiche Besucher erhoben. Stehend besaßen sie einen besseren Blickwinkel.

»John, das geht nicht gut«, hörte ich meinen Freund flüstern. »Dieses Weib ist besessen und ungeheuer gefährlich. Das habe ich genau gespürt. Sie ist…«

»Alles klar, Bill«, unterbrach ich meinen Freund. »Ich habe ebenfalls einiges hinter mir.«

»Wieso?«

»Erzähle ich dir später. Jedenfalls müssen wir nicht nur auf Tricia di Monti achten, sondern auch auf diesen Artisten. Er ist auf keinen Fall zu unterschätzen.«

»Würde er töten?«

»Bestimmt!«

Es war seit meinem Auftauchen höchstens eine Minute vergangen. Aber sie kam uns allen lang vor, und ich wunderte mich, daß man von Seiten der Direktion noch nicht eingegriffen hatte. Wahrscheinlich waren die Verantwortlichen ebenfalls zu sehr überrascht worden.

Das allerdings änderte sich bald.

Wo die Manege sich öffnete und der Weg auch zu den Stallungen führte, von dort löste sich eine Gestalt. Schon an der Kleidung erkannten wir, daß es sich bei dem Mann nur um den Direktor des Unternehmens handeln konnte.

Er trug einen roten Frack. Ein Zylinder saß auf seinem Kopf. Das Frackhemd schillerte in einem strahlenden Weiß. Arme schwenkend lief der Mann auf mich zu. Er sprach dabei Worte, die ich nicht verstand und wurde, als er sich auf halbem Wege zwischen Ausgang und uns befand, von der Lautsprecherstimme des Ansagers unterstützt.

Ich war mit meinen Gedanken woanders und hörte den genauen Wortlaut nicht. Nur soviel erfuhr ich. Der Ansager forderte alle Besucher auf, das Zelt zu verlassen, da für die Sicherheit nicht mehr garantiert werden konnte. Allerdings sollten die Eintrittskarten weiterhin ihre Gültigkeit behalten.

Jetzt hatte uns der Direktor erreicht. Das runde Gesicht mit dem schmalen Menjou-Bärtchen auf der Oberlippe glänzte schweißnaß. Der Mann holte tief Luft und zischte uns zu: »Verschwinden Sie hier vom Käfig! Gehen Sie! Die Aufforderung hat auch Ihnen gegolten!«

Wir gingen nicht. Dafür holte ich meinen Ausweis hervor und ließ ihn einen Blick darauf werfen.

Er starrte, schluckte und schüttelte den Kopf. »Sie sind von der Polizei, Mr. Sinclair?«

»Ja. Und wer sind Sie?«

»Ich heiße Angelo di Monti.«

Scharf wandte ich mich um und deutete auf den Käfig. »Dann ist Tricia Ihre Tochter?«

Er verzog seine Lippen in die Breite. »Fast«, gab er zu.

»Wie das?«

»Es ist so. Wir haben sie bei uns aufgenommen, als wir sie in Afrika fanden. Aber welch eine Rolle spielt das?«

»Eine große«, erwiderte ich ernst. »Ich bin davon überzeugt, daß das Geheimnis Ihrer Tochter der Schlüssel zu den vorliegenden Ereignissen ist. Verstanden?«

»Nein.«

Ich winkte ab. »Okay, lassen wir das. Jedenfalls werden wir nicht verschwinden.« Während dieser Worte drehte ich mich um, denn ich wollte sehen, was sich inzwischen auf den Zuschauerrängen tat.

Dort war tatsächlich einiges in Bewegung geraten. Trotzdem wollten die Menschen der Aufforderung des Ansagers nicht so recht folgen, obwohl der Mann seine Bitte wiederholte.

Die Leute waren in diesem Fall wie Raubtiere. Auch sie witterten. Nur keine Opfer, sondern eine weitere Sensation. Da konnte sie nichts abhalten zu bleiben, auch wenn es noch so gefährlich für sie wurde.

Die Szene war zwar nicht erstarrt, doch ein jeder bewegte sich mit einer seltsamen Langsamkeit. Da waren die Helfer, die jetzt die Manege betraten. Sie fühlten sich berufen, die Gitter abzubauen, doch niemand traute sich.

Ein jeder vernahm das gefährliche Knurren der Raubtiere.

Ich fürchtete mich vor ihnen. Ferner fürchtete ich mich davor, daß sie die Absperrung übersprangen und auf die noch verbleibenden Zuschauer losgingen. Dieser Tricia di Monti traute ich jeden Befehl zu.

»Sagen Sie Ihrer Tochter, sie soll die Tiere zurückhalten!« zischte ich dem Direktor entgegen.

Dessen Gesichtszüge versteinerten. Tief holte er Luft. »Sie glauben doch nicht, daß meine Tochter…«

»Doch, das glaube ich«, unterbrach ich seine Verteidigungsrede. »Sie ist die treibende Kraft. Ihre Tochter, Mr. di Monti, ist magisch beeinflußt. In ihren Adern fließt das Blut unbekannter und fremder Dämonen. Damit müssen Sie sich abfinden!«

»Sie reden irre!« zischte mir der Mann entgegen.

Ich konnte ihn sogar verstehen, daß er so reagierte. Wenn man mir die Worte gesagt hätte, ich hätte sie wahrscheinlich auch nicht geglaubt.

Wie dem auch war, es blieb eine Tatsache, daß Tricia de Monti auf der anderen Seite stand.

Dies gab sie auch zu.

Sie hatte sich bisher um nichts gekümmert, außer unseren Gesprächen zu lauschen. Nun aber mischte sie sich ein, und ihre Worte unterstrichen meine eigenen.

»Es stimmt, Dad! Ich bin es, die alles in die Wege geleitet hat. Das Blut meiner Eltern hat sich gemeldet. Es wallt in meinem Körper, und ich habe den Fluch erfüllt.«

Die Monti fuhr herum.

Tricia war näher gekommen. Sie stand jetzt dicht am Gitter, hielt mit den Händen zwei Stäbe umklammert, lächelte kalt und breit, wobei sie mir vorkam, als wäre sie selbst zu einem zweibeinigen Raubtier geworden.

Ihre Augen hatten wieder den metallischen Glanz angenommen, und jeder von uns sah, wie sie den Dolch aus dem Gürtel zog und die Klinge mit der Breitseite so vor ihr Gesicht hielt, daß es in zwei Hälften geteilt wurde. »In diesem Dämonendolch befindet sich das Blut der alten Götzen aus den schwarzen Bergen. Afrika lebt, es ist nicht gestorben. Es hat nur abgewartet. Ich aber bin die erste, die losgeschickt worden ist, um die Botschaft nach Europa zu tragen. Und ihr habt mich mitgenommen. Ihr seid zu Helfern der Dämonen geworden, ohne es zu wissen.« Sie lachte schrill. »Den Erfolg könnt ihr bald sehen.«

»Du bist nicht normal, Tricia.« Ihr Vater stampfte mit dem Fuß auf. Sein Blick flackerte.

»Vorsicht, John, der Knabe steht dicht vor einer Explosion«, flüsterte Bill Conolly scharf.

»Scheint mir auch so…«

»Bill, komm her!«

Sheila hatte gerufen. Sie und ihr Sohn gehörten zu den wenigen Menschen, die das Zelt noch nicht verlassen hatten.

Bill warf mir einen fragenden Blick zu.

Ich nickte. »Geh und bringe sie in Sicherheit!«

»Aber du…«

»Ich komme allein zurecht.«

»Soll ich nicht…«

»Bitte, Bill!« Ich drängte ihn aus dem Zelt. Er mußte verschwinden, sonst wurde es gefährlich.

Gern ging mein Freund nicht. Er sah schließlich ein, daß es besser war.

Zudem hatte seine Familie Vorrang.

Als Tricia die Monti den Kopf drehte, glaubte ich für einen Moment, daß sie ihn nicht gehen lassen wollte. Sie stand wie auf dem Sprung, überlegte es sich und entspannte sich für einen Moment. So konnte die Familie das Zelt verlassen.

Ich war halbwegs beruhigt.

Auch Angelo di Monti hatte sich wieder gefangen. Seine Haut schimmerte nicht mehr so rot. Der Blutdruck war ein wenig gesunken, aber noch immer atmete er schwer und durch den offenen Mund. Was seine Tochter ihm da offenbart hatte, war für den Mann unbegreiflich.

»Was redest du da von Dämonen, Tricia? Es gibt keine Geister oder was weiß ich. Das alles bildest du dir ein, zum Henker. Hast du gehört? Du bildest dir das ein!«

Tricia hatte für ihren Vater nur ein spöttisches Lächeln übrig. »Wenn du dich noch nie geirrt hast, dann tust du es jetzt. Wie ist es denn möglich, daß ein Mensch wie ich die Raubtiere so beherrschen kann? Das ist nicht normal. Denke darüber nach, Dad. So etwas kann nicht einfach gelingen. Es müssen andere Kräfte dahinter stecken. Ich brauche keine Peitsche, ich brauche auch keine anderen Hilfsmittel, nur meinen eigenen Willen. Und damit du siehst, daß die Kraft der Magie auch auf meine Diener übergegangen ist, schau dir Marcel an. Er hätte normalerweise mit gebrochenen Knochen innerhalb des Käfigs liegen müssen. Das ist nicht geschehen. Marcel fiel und stand wieder auf. Wie kann so etwas nur möglich sein, Dad, wie?«

Angelo di Monti gab keine Antwort. Er konnte auch keine geben, weil er zu überrascht und konsterniert war.

Tricia merkte, wie sehr sie Oberwasser gewann, und sie gab Marcel einen entsprechenden Befehl.

»Beweise, was du kannst!«

Ohne ein Wort zu sagen, setzte sich der Mann in Bewegung. Er benötigte noch ein paar Schritte, um das Gitter zu erreichen. Deshalb schaute ich mich um und warf einen Blick die Strickleiter hoch. Was

würden die anderen beiden Tornados unternehmen?

Sie hatten inzwischen den Boden erreicht. Ich sah sie am Rand der Manege stehen, und als sich ihr Bruder bewegte, da gingen auch sie vor.

Von Gina wußte ich, wie gefährlich die Veränderten waren und welche Kräfte sie besaßen. Wahrscheinlich war ich außer Tricia der einzige, und ich sah auch an der Wange des Artisten Marcel die Schnittwunde rot aufleuchten.

Seine Geschwister mußten gewarnt werden. Ich drehte mich zu ihnen um und rief ihnen zu, stehenzubleiben oder zu verschwinden, was noch besser war.

Zunächst gehorchten sie und verhielten ihren Schritt. Dann sahen sie ihren Bruder, der mittlerweile das Gitter erreicht hatte und seine Hände um die Stäbe legte.

Jetzt gingen sie weiter.

Ich hörte die Stimme des Direktors: »Mein Gott, das gibt es doch nicht!«

Hastig fuhr ich herum.

Auch mich erschreckte der Vorgang, obwohl ich eigentlich hätte damit rechnen müssen, denn ich kannte Gina und ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten.

Bei Marcel war es nicht anders. Hatte Gina ein Pferd mit einem einzigen Schlag getötet, so versuchte sich Marcel an den eisernen Stangen des Käfigs…

Und er schaffte es.

Als bestünden sie aus Gummi, so bog er sie auseinander, und es entstand ein breiter Zwischenraum. In Marcels Gesicht regte sich dabei nichts, es schien ihm dieser Kraftakt überhaupt nichts auszumachen. Ein wahrer Herkules in Kleinausgabe.

So lächerlich und spöttisch dieser Vergleich auch sein mochte, mir war nicht zum Lachen zumute. Denn der Raum zwischen den beiden Stäben war nicht nur breit genug, um Marcel durchzulassen, auch die Raubtiere würden es schaffen, sich durch den breiten Spalt zu pressen. Wie ich Tricia di Monti einschätzte, machte es ihr nichts aus, die Kraft und Gefährlichkeit der Tiere auch gegen ihre Gegner einzusetzen.

Marcels Geschwister liefen wieder vor. Sie hatten meine Warnung mißachtet, würden vielleicht in ihr Verderben laufen, und für mich gab es eigentlich nur eins.

Ich mußte kämpfen!

***

Bill Conolly hatte es plötzlich eilig. Er drängte seine Familie aus dem Zelt und beantwortete auch keine der Fragen, die von Johnny gestellt wurde.

Die drei gehörten mit zu den letzten Besuchern, die das weite Rund verließen. Draußen vor dem Eingang wurde es dann eng. Dort stauten sich die Menschen, denn niemand traute sich oder wollte den Weg nach Hause gehen.

Einige hatten mitbekommen, daß die Conollys zwar nicht direkt an den Ereignissen beteiligt waren, aber nahe daran gewesen waren, und so wurden sie angesprochen.

Bill gab keinen Kommentar. Er schwieg auf jede Frage und sagte nur immer: »Lassen Sie uns durch! Seien Sie doch vernünftig! Denken Sie an unser Kind…«

Es war schwer für die Familie, eine Gasse zu finden. Bill hielt seine Frau und den Jungen an den Händen, seine Hast fiel Sheila auf.

»Was ist denn überhaupt los mit dir?« fragte sie, als sie ein wenig Ruhe hatten und das Gedränge nicht mehr so groß war.

»Tut mir einen Gefallen und lauft zum Wagen! Dann fahrt bitte nach Hause!«

»Bleibst du denn hier, Daddy?« Diese Frage hätte auch Sheila stellen können, denn auch ihr war die Hast des Mannes nicht entgangen.

»Nein, ich muß…«

»Bill!« Sheila klammerte sich an den Arm ihres Mannes. »Was willst du denn ausrichten? Du kommst gegen die Frau nicht an. Das hat sie dir bewiesen. Ihr Wille war stärker als meine Sorge. Du…«

Bill schüttelte den Kopf und ging einen Schritt zurück. Mit sehr erregt klingender Stimme gab er die Antwort. »Das weiß ich alles, Sheila, aber ich muß etwas tun. Ich kann John nicht allein lassen…«

»Das verstehe ich auch. Nur sind die Gegenkräfte stärker.«

Da lächelte Bill. »Ich möchte auch nicht zurück in das Zelt.«

»Sondern?«

Der Reporter schaute seine Frau für einen Moment an und forschte in ihrem Gesicht. »Diese Tricia di Monti muß auch anders zu packen sein. Ich werde mich in ihrem Wohnwagen umschauen.«

»Du willst einbrechen?«

»Ja. Aber es ist kein Einbruch. Ungewöhnliche Vorgänge erfordern ungewöhnliche Maßnahmen. Begreifst du das?«

Sheila nickte. Sie hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Bill sah es am Zucken ihrer Mundwinkel. Er strich seiner Frau und seinem Sohn kurz über das Haar, drehte sich und verschwand.

Einen Blick zurück warf er nicht. Auch der Reporter fühlte einen Klumpen im Magen sitzen. Nur — was sollte er machen? Er hatte sich mit den Tatsachen abfinden müssen, und er mußte jetzt sehen, daß er Gegenkräfte ins Rollen brachte.

Erst vor wenigen Tagen hatte er ein schreckliches Abenteuer hinter sich gebracht. Die Wochen davor war es ziemlich ruhig gewesen, nun aber drängte sich alles zusammen, und die Familie Conolly war

abermals in den Strudel dämonischer Ereignisse mit hineingerissen worden. Es nahm kein Ende.

Bill wußte zwar nicht genau, wo die Wohnwagen der Mitarbeiter und Artisten standen, er konnte es aber leicht erraten. Und zwar dort, wo das Licht der Zeltbeleuchtung nicht mehr hinreichte und nur vereinzelte Lampen schaukelten.

Der Reporter war vorsichtig. Er wollte nicht unbedingt gesehen werden, und man sollte ihm auch keine unangenehmen Fragen stellen. Was es zu regeln gab, das schaffte er allein.

Leider wußte er nicht, in welchem Wagen Tricia di Monti lebte. Bill mußte fragen.

Fast wäre er über einen Liliputaner gestolpert, der mit einem gefüllten Eimer aus einem »Wagengang« hervortrat. Der kleine Mann schimpfte, verstummte jedoch, als er den Schein in der Hand des Reporters entdeckte. »Für mich?« fragte er.

»Fast. Wenn du mir sagst, wo ich den Wagen der Tricia di Monit finden kann.«

Das große Gesicht des kleinen Mannes verzog sich zu einem verständnisvollen Lächeln in die Breite. Gleichzeitig glühte in seinen Augen auch eine Warnung. »Mister, Sie werden sich einen blutigen Kopf holen, wenn Sie es bei ihr versuchen. Tricia gibt sich nicht mit anderen ab. Sie ist in festen Händen.«

»Ich weiß. Ich will auch nur…«

Der Liliputaner winkte ab. »Das sagen alle. Aber von mir haben Sie nichts gehört.«

»Ehrensache.«

»Gut, dann versuchen Sie mal Ihr Glück.« Der Mann beschrieb den Weg genau.

Bill gab ihm das Geld und war wenig später in der Dunkelheit zwischen den Wagen verschwunden. Trotz der Beschreibung war es für ihn nicht einfach, das passende Gefährt zu finden. Da war eigentlich alles vertreten. Alte Zigeunerwagen ebenso wie die neuen Fahrzeuge.

Manche gehörten sogar zur Luxusklasse und hatten sicherlich eine Stange Geld gekostet.

So einen ähnlichen Wagen mußte Tricia di Monti bewohnen. Noch einmal mußte sich der Reporter verstecken, weil er Schritte hörte. Im letzten Augenblick huschte er in die Deckung eines Anhängers. Zwei Männer passierten ihn.

Bill hörte noch, wie sich die beiden über die Vorgänge der Vorstellung unterhielten. Eine Antwort auf diese Dinge wußten sie allerdings auch nicht.

Dann sah Bill den Wagen. In der Nähe schaukelte eine Laterne. Der Reporter erkannte, daß Tricia di Monti ihr Wohnmobil angestrichen

hatte.
In rot und schwarz.
Geduckt schlich Bill an sein Ziel heran. Er probierte die Tür und fand sie abgeschlossen.
Das machte dem Reporter nichts aus. Schnell hatte er einen Stein gefunden, hob ihn auf, wog ihn kurz in der Hand und umwickelte ihn mit seinem Taschentuch.
Er hoffte, daß beim Einschlagen der Scheibe nicht zu laute Geräusche entstanden.
Zweimal mußte Bill schlagen. Dann sah er die Risse, beim dritten Hieb vernahm er ein dumpfes Platzen. Die Scheibe war gebrochen. Bill schlug noch mehrere Male zu, denn er wollte die Splitter von den Rändern weghaben.
Die nächste Schwierigkeit baute sich automatisch auf. Es mußte ihm gelingen, durch die enge Fassung der Scheibe zu klettern, was nicht einfach war. Zudem tat Eile Not, denn jeden Augenblick konnte Bill erwischt werden.
Bill kam sich vor wie ein Schlangenmensch vom Zirkus, als er versuchte, seinen Oberkörper durch das Fenster zu schieben. Den Kopf bekam er mühelos durch die Öffnung, bei den Schultern hatte er Schwierigkeiten, so daß er erst einmal feststeckte, sich dann ein paarmal drehte und auch mit den Beinen in der Luft schwang. Seine Knie schlugen dabei gegen die Außenwand des Wagens, er streckte die Arme aus und fühlte in der Dunkelheit unter seinen tastenden Fingern einen Halt. Auf den Boden hatte er nicht gefaßt, wahrscheinlich auf einen kleinen ausgezogenen Tisch direkt unter ihm.
Als Bill seine Hüfte durch die Öffnung gedreht hatte, war alles andere nur noch ein Kinderspiel. Mit einer weiteren Drehung nach links verschaffte er sich soviel Raum, daß er in den Wohnwagen hineinfallen konnte.
Bill hörte unter seinen Füßen das Knirschen der Scherben, als er sich auf der Stelle drehte. Langsam schraubte er sich in die Höhe, blieb stehen und schaute in die Dunkelheit.
Viel sehen oder erkennen konnte er nicht. Das war mehr ein Ahnen der im Wagen stehenden Gegenstände. Er konnte einen Tisch ausmachen, an der Wand auch eine Liegestatt, eingebaute Schränke und noch mehr.
All dies trat deutlicher hervor, als der Reporter sein Feuerzeug anknipste und im flackernden Schein der kleinen Flamme die Gegenstände deutlicher erkannte.
Zuerst war Bill enttäuscht. Er hatte damit gerechnet, irgendeinen Hinweis auf schwarzmagische Aktivitäten seiner Benutzerin zu finden, das war nicht der Fall.
Bill befand sich in einem völlig normalen Wohnmobil.

Rechts der Tür gab es nur noch die Eckbank. Also ging er tiefer in den Wagen hinein. Die Flamme schirmte er mit der Hand ab. Von draußen sollte er nicht so schnell entdeckt werden. Bill duckte sich unwillkürlich.

Er hatte immer Angst, mit dem Kopf gegen die Decke zu stoßen, obwohl die Höhe völlig ausreichte.

Sekunden später wurde es dennoch interessant. Bill Conolly entdeckte einen Vorhang. Er hatte ihn bei seinem unorthodoxen Eintritt nicht gesehen und ihn kurzerhand für Dunkelheit gehalten. Erst jetzt erkannte er die Wahrheit.

Der Vorhang teilte den Wagen. Er nahm die volle Breitseite ein, und Bill rechnete damit, hinter dem Stoff eine Dusche oder ein Mini-Bad zu finden.

Er streckte einen Arm aus und vergrub die fünf Finger seiner rechten Hand in einer Vorhangfalte. Bevor er den Stoff zur Seite zog, dachte er daran, daß er keine Waffe bei sich trug. Im Gegensatz zu John Sinclair ging Bill meist waffenlos. Sheila hatte etwas dagegen. Sie wollte nicht, daß Johnny die Beretta entdeckte.

Bill mußte sich einen innerlichen Ruck geben, um den Vorhang zur Seite zu ziehen.

Über sich hörte er das schabende Geräusch, als die Rollen auf der Leiste entlangliefen, dann schob er sich selbst in die Lücke hinter dem Vorhang.

Zunächst fiel sein Blick auf einen zweiten Stoff. Zwei Schritte vor ihm trennte er abermals den Wagen. Aber der Raum zwischen den beiden Vorhängen war nicht leer.

Bill sah an der Wand einen kleinen Schminktisch, darüber einen Spiegel, und er entdeckte vor dem Spiegel einen seltsamen Kelch mit einer dunklen Kerze daneben.

Der Reporter nutzte die Gunst des Augenblicks und zündete den Kerzendocht an. Sein Feuerzeug steckte er weg, zog den kleinen Hocker heran und ließ sich nieder, so daß er genau auf die Spiegelfläche blicken konnte.

Der Spiegel und der Kelch.

Sofort hatte der Reporter das Gefühl, daß beide Dinge irgendwie zusammengehörten. Einen sicheren Grund konnte er nicht sagen, und er wollte sich auch die beiden Gegenstände erst einmal genauer anschauen.

Da er in einer bestimmten Position saß, fiel sein Blick automatisch in den Spiegel. Trotz des Kerzenlichts hätte er die Umrisse seines Kopfes klar erkennen müssen, das geschah nicht.

Sein Gesicht kam ihm seltsam verschwommen vor, als würde er nicht in einen Spiegel, sondern auf eine Wasserfläche schauen.

Und er spürte auch etwas. Es war die Atmosphäre, die ihn umgab. Er

konnte sie einfach nicht als normal bezeichnen, da war etwas, daß im Verborgenen lauerte und nur darauf wartete, befreit zu werden.

Tricias Geheimnis!

Der Reporter war fest davon überzeugt, einen Zipfel davon in der Hand zu halten. Er brauchte ihn nur hochzuheben, zu lüften und wegzuziehen.

Das war alles.

Aber wie sollte er das anstellen?

Der Spiegel, falls er magisch aufgeladen war, gab sein Geheimnis nicht preis. Er blieb verschlossen, nur seine Fläche schillerte.

Er kannte Spiegel, die gleichzeitig Dimensionstore waren. Offiziell besaßen sie eine normale Fläche und unterschieden sich kaum von anderen Spiegeln. Wer die Fläche allerdings berührte, merkte sehr schnell, daß seine Hand plötzlich verschwand. Die Person konnte dann hindurchgreifen und wurde, wenn er nicht achtgab, selbst von dem Spiegel aufgesaugt.

Deshalb war Bill auch so vorsichtig, als er seinen Arm ausstreckte, um mit den Fingerspitzen über die Fläche zu tasten.

Beim ersten Kontakt hätte er die Hand fast wieder zurückgenommen, denn dieser Spiegel reagierte anders als einer, der ein Dimensionstor darstellte.

Kleine Funken sprühten auf. Sie tanzten über die Fläche und schienen den Spiegel elektrisch aufzuladen. Deshalb hütete sich der Reporter, ein zweites Mal nachzufassen und drückte seinen Oberkörper sofort zurück.

Dabei stieß er mit dem Ellenbogen gegen den Kelch. Es war ein unbeabsichtigtes Zusammentreffen, das allerdings seine Folgen hatte.

Der Kelch wankte und wäre gekippt, hätte Bill Conolly nicht zugefaßt und den schwarzen Griff zwischen die Finger bekommen.

So hielt er ihn fest.

Sein Blick wurde starr, als er auf die Flüssigkeit schaute, die bei dem Kippvorgang den Kelch verlassen hatte. Sie breitete sich langsam auf dem kleinen Schminktisch aus und sonderte einen recht scharf riechenden, hellen Dampf ab, der von der Spiegelfläche angezogen wurde, als wäre diese ein Magnet.

Ein lautloser Vorgang lief vor Bills Augen ab. Träge wallte der Dampf durch den Schein der Kerze. Er bildete Wolken, die sich, je mehr sie sich dem Spiegel näherten, streckten, um von der Fläche aufgesaugt zu werden.

Bill schluckte.

Das muß etwas zu bedeuten haben. Er verfolgte den Dampf weiter und sah, daß dieser im Spiegel gefangen war und die Flüssigkeit auf dem Schminktisch immer weniger wurde.

Sie verdampfte.

Da setzte Bill alles auf eine Karte. Er nahm den Kelch und kippte ihn kurzerhand um.

Dunkel, geheimnisvoll und in seiner Zähigkeit an Blut erinnernd, so breitete sich die Flüssigkeit auf dem Schminktisch aus, wobei sie sogar eine kleine Strömung bildete und in Richtung Spiegelfläche gedrückt wurde.

Der Verdampfungsprozeß lief weiter voran. Die Flüssigkeit verdunstete, wobei der Qualm auf den Spiegel zuwölkte und von ihm regelrecht verschlungen wurde.

Bill Conolly saß kerzengerade auf seinem Hocker und schaute diesem Prozeß zu. Er kannte zwar nicht die genauen Zusammenhänge, es stand für ihn jedoch fest, daß er durch seine einfache Tat einen unheimlichen Vorgang in Bewegung gesetzt hatte, der nun weiterlief und auf normalem Wege nicht mehr zu stoppen war.

Tat sich noch etwas?

Bill glaubte, daß sich die Spiegelfläche veränderte. Er war sich nicht sicher, aber nicht nur der widerlich riechende Rauch bedeckte sie, auch entstanden hinter ihm Gesichter.

Fratzen!

Unheimlich anzusehen, grausam, schreckerregend…

Ohne es eigentlich zu wollen, hatte der Reporter Bill Conolly ein Kapitel in dem Buch der finstersten afrikanischen Magie aufgeschlagen und wurde von ihr in den Bann gezogen…

***

Ich wußte nicht, ob sich Marcel mich als Gegner ausgesucht hatte. Es spielte auch keine Rolle. Wenn Marcel so reagierte wie Gina, dann war er einfach ein Risiko, das ich ausschalten mußte.

Obwohl menschlich aussehend, konnte man ihn nicht mehr als einen Menschen bezeichnen. Die Haut hatte sich verändert, die Pupillen ebenfalls, er hatte Kräfte bekommen, wie sie eigentlich nicht möglich waren, und er war wirklich nur an einer Stelle verwundbar.

Die mußte ich treffen.

Zum Glück begriffen seine Geschwister, die in unmittelbarer Nähe standen, daß mit ihrem Bruder etwas nicht stimmte. Sie kamen nicht weiter vor und beobachteten die Vorgänge aus der Distanz.

Anders der Zirkusdirektor. Er wollte es noch immer nicht glauben, daß hier Dinge im Spiel waren, die über den normalen menschlichen Verstand hinausgingen.

Di Monti machte einen Fehler, indem er sich auf seine Autorität als Chef des Unternehmens verließ.

Er ging auf Marcel zu.

Darauf hatte dieser gewartet.

Sein Schlag war kaum zu sehen. Kurz angesetzt und mörderisch. Wie

ein Fallbeil jagte die Hand nach unten. Sie hätte bei einem Treffer den Mann ebenso getötet wie Ginas Pranke das Pferd.

Ich sprang dazwischen.

Völlig bekam ich den Direktor nicht mehr aus der Gefahrenzone. Die herabsausende Pranke erwischte ihn zwar nicht am Hals oder in der Körpermitte, dafür am linken Oberschenkel.

Beim Hinsehen hatte ich den Eindruck, als würde der Mann im Zeitlupentempo zu Boden fallen. Sein Gesicht verzerrte sich auf schreckliche Weise. Er mußte mörderische Schmerzen haben. Als er zu Boden fiel, begann er zu jammern.

»Mein Bein!« keuchte er. »Mein Bein, o Gott, es ist gebrochen…« Er schrie zum Steinerweichen, machte damit keinen Eindruck auf seine Ziehtochter. Im Gegenteil. Sie wollte Mord und Tod, wobei sie ihren Diener anfeuerte, mich endlich zu erledigen.

Das nahm Marcel voll in Angriff.

Ich war auch nicht faul. Kaum hatte er sich zu mir herumgedreht, als ich es machte wie mein Freund und Kollege Suko. Ich setzte zu einem Sprung an, kam gut in die Höhe, und mein rechtes Bein schoß vor. Der Fuß hämmerte gegen Marcels Brust. Dieser Treffer trieb den Mann bis gegen den Käfig zurück, wo er mit dem Rücken vor das Gitter krachte.

Meine Attacke war nur ein Tropfen auf den heißen Stein gewesen, denn sofort kam Marcel erneut.

Ich schaute kurz an ihm vorbei. Die Raubtiere hinter den Gittern waren verdammt unruhig geworden, sie bildeten für mich und die anderen einen weiteren Gefahrenherd.

Inzwischen hatten die Schreie des Direktors auch das übrige Personal alarmiert. Die Männer und Frauen versammelten sich in der Arena. Sie wollten sehen, was los war, und keiner befahl ihnen, endlich zu verschwinden.

Ich hatte auch keine Zeit. Marcel war wichtiger. Ihn mußte ich erwischen.

Er kam knurrend herum. Dabei fegte seine Hand vor, denn er wollte mich mit einem Rundschlag von den Beinen holen.

Rechtzeitig genug zuckte ich zurück. Von der eigenen Wucht getrieben, krachte mein Gegner vor den Käfig. Er hieb auch mit der Faust gegen eine Stange, die sich verbog.

Wenn mich dieser Hieb getroffen hätte…

Ich stürmte vor.

Für eine winzige Zeitspanne lag sein Profil glatt und sicher vor mir.

Meine rechte Hand war wie eine zupackende Schlange. So schnell, so hart, und ich schaffte es, die Dolchspitze dorthin zu stoßen, wo sich der Riß in der Wange befand.

Ein Supertreffer.

Diesmal hatte ich hart zugestoßen. Bis zur Hälfte verschwand die

Klinge fast im Kopf des Mannes, der kein Mensch mehr war, sondern ein dämonisches Wesen mit einem völlig veränderten Blut, das auf schreckliche Weise weiter existierte und diese Person am Leben ließ.

Marcel heulte auf. Es war ein klagender Ton, ein Laut der Angst und des Schreckens. Diese Person wußte, daß mein Dolchstich sie vernichtet hatte, und nichts konnte sie mehr retten.

Ich hatte die Waffe wieder zurückgezogen und schaute zu, wie Marcel zusammensank. Er hielt einen Arm hochgestreckt, denn er wollte noch eine Gitterstange umklammern.

Fast bekam er die Finger darum, doch es fehlte ihm einfach die Kraft. Er rutschte ab, fiel zu Boden und sank regelrecht in sich zusammen, wobei eine dunkle Flüssigkeit aus der Wunde rann, die ich ihm zugefügt hatte.

Es war kein menschliches Blut mehr, sondern der Lebenssaft eines Dämons. Ich konnte mir Gewissensbisse sparen.

Mit dem Dolch in der Hand kreiselte ich herum. Abwarten konnte ich nicht, ich mußte in Aktion bleiben, denn noch gab es weitere Gegner.

Unter anderem auch die Raubtiere.

Bis jetzt hatten sie sich nicht gerührt. Sie hockten von mir aus gesehen hinter den Stäben und richteten ihre Blicke auf Tricia di Monti.

Anscheinend erwarteten sie von ihr die Befehle.

Die Frau jedoch rührte sich nicht. Irgend etwas störte sie, und ich konnte mir auch denken, was es war.

Der Tote!

Ich hatte es tatsächlich fertiggebracht, einen Diener von ihr in ihrem Beisein zu erledigen. Jetzt lag er auf dem Boden, ebenfalls getroffen von einer Dolchspitze, und er rührte sich nicht mehr. Das dämonische Blut rann aus seinem Körper und versickerte im Sägemehl der Arena.

Selbst Angelo di Monti, der Zirkusdirektor, war verstummt. Er hielt die Reaktionen auf seine Schmerzen unter Kontrolle. Aus weit geöffneten Augen starrte er dorthin, wo der Tote lag.

Die Tiere lauerten. Sie wollten etwas von uns, und ich schielte schon nach einer Fluchtmöglichkeit, als Tricia di Monti plötzlich den Arm hob und ihn wieder nach unten fallen ließ.

Der erste Löwe sprang. Er war blitzschnell dort, wo Marcel das Gitter gebogen hatte, und mir schien es verdammt danach auszusehen, als würde er es schaffen, seinen Kopf durch die Öffnung zu pressen.

Jetzt hatte ich die Wahl. Entweder der Löwe oder Tricia di Monti.

Ich entschied mich für sie.

»Pfeifen Sie ihn zurück!« fuhr ich die Frau an, während meine Stimme von dem Brüllen des Löwen übertönt wurde. Ich hoffte, daß sie mich trotzdem verstanden hatte. »Pfeifen Sie ihn zurück, oder Sie bekommen eine Silberkugel!«

Wir starrten uns an.

Abermals bekamen ihre Pupillen einen seltsamen Glanz. Sie wußte nicht, was sie unternehmen sollte, aber sie schien zu merken, daß mein Bluff auf ziemlich tönernen Füßen stand.

Langsam schüttelte sie den Kopf.

Da schoß ich.

Es war mir egal. Ich hielt auch nicht auf ihren Kopf, sondern versuchte es, wie bei Gina mit einem Treffer, der in ihren Oberschenkel fahren sollte.

Für einen Augenblick stand die kleine fahle Feuerblume vor der Mündung, dann zuckte die Frau zusammen, und jeder Zeuge sah, daß sie von meinem Silbergeschoß in den Oberschenkel getroffen worden war. Aber sie fiel nicht. Tricia di Monti hielt sich auf den Beinen, und wieder einmal bekam ich meine Ansicht bestätigt.

Was bei Gina nicht funktioniert hatte, das klappte auch bei der di Monti nicht.

»Nein!« schrie sie. »Nein, Geisterjäger. Ich bin gekommen, um dich zu töten. Ich werde den Löwen…« Sie verstummte plötzlich, und durch ihre Gestalt ging ein Ruck.

Etwas hatte sie furchtbar irritiert. Was es war, konnte ich nicht sagen, jedenfalls nahm ihr Gesicht einen völlig anderen Ausdruck an. Zeichnete sich dort Schmerz ab oder Überraschung? Vielleicht beides. Unter Umständen zeigte meine Kugel auch jetzt erst Wirkung. Im gleichen Augenblick wurden auch die Tiere nervös. Die Löwen und Tiger lösten sich von ihren Plätzen, sie rannten im Käfig hin und her, drehten sehr schnell ihre Kreise und zeigten eine Aufregung, die ich von ihnen auf keinen Fall gewohnt war.

Irgend etwas stimmte da nicht. Wir alle waren überrascht und sahen zu, wie Tricia di Monti langsam zurückging. Die Arme hatte sie ausgebreitet, sie redete in einer Sprache, die wir nicht verstanden.

Was war geschehen?

Bevor wir uns versahen, hatte sie den Gang erreicht, der vom Käfig aus dem Zelt heraus zu den Raubtierwagen hinführte. Das kleine Tor konnte auch von innen geöffnet werden. Man brauchte nur zwischen die Stäbe zu greifen, was Tricia auch tat.

Die Frau bekam das Tor auf, duckte sich und glich selbst einem Raubtier, als sie innerhalb des Gittergangs verschwand, dort nicht stehenblieb und weiterrannte.

Sie floh.

Genau das war es. Ihr Verhalten glich einer Flucht. Aber wo wollte sie hin?

Entkommen durfte sie mir auf keinen Fall. Ich sah plötzlich die rennenden Wärter. Sie hielten lange Eisenstangen in den Händen. Jetzt, wo die di Monti nicht mehr innerhalb des Käfigs stand, wollten

sie die Raubtiere zurückdrängen.

Diese Sorge nahmen sie mir zum Glück ab. Hastig wandte ich mich an den Ziehvater das Mädchens.

»Wo kann Ihre Tochter hinlaufen?« Er schüttelte den Kopf.

»Mann, denken Sie nach! Es ist verdammt wichtig. Tricia ist in der Lage, alles zu zerstören. Sie nimmt auf keinen Rücksicht. Die tötet wie ein Amokläufer.«

»Ihr Wagen…«

»Wo?«

Der Mann verzog schmerzvoll das Gesicht. »Das kann ich Ihnen sagen. Es ist ein Wohnmobil. Rot und schwarz angestrichen. Steht ziemlich hinten. Sie können ihn nicht verfehlen, Mister. Aber ob sie wirklich dorthin gelaufen ist…«

Es interessierte mich nicht mehr, was der Direktor noch hinzufügen wollte, für mich wurde es höchste Eisenbahn. Die Informationen, die ich benötigte, hatte ich bekommen. Alles andere war jetzt unwichtig.

An den Helfern hetzte ich vorbei. Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, daß die Raubtiere tatsächlich von ihnen zurückgedrängt wurden. Ich brauchte mir keine Sorgen mehr zu machen.

Ich lief auf den Ausgang zu. Wahrscheinlich hatte Tricia eine Abkürzung genommen, über die ich leider keinen Bescheid wußte. So mußte ich den normalen Weg nehmen.

Es schien sich herumgesprochen zu haben, daß innerhalb des Zelts nicht alles glattlief. Jedenfalls hatten noch längst nicht alle Besucher den Weg nach Hause gefunden.

Freie Bahn bekam ich nicht. Ich mußte mich durch die Gaffer drängen, die mich auch mit Fragen bestürmten.

Tricia di Monti war wichtiger. Sie mußte ich stellen, bevor sie noch weiteres Unheil anrichtete…

***

Die Dämonin mit dem menschlichen Aussehen hetzte durch die Finsternis. Sie lief mit raumgreifenden Schritten und spürte in sich das Blut der finsteren Götter aus den schwarzen Bergen.

Plötzlich bekam sie eine ungeheure Sehnsucht nach diesem Gebiet. Es gehörte zu den unzugänglichsten auf dem Globus. In Zentralafrika lag es, und die Berge waren tatsächlich schwarz, obwohl sie aus Gletschereis bestanden. Zunächst hochgetriebene und dann sich senkende Vulkanasche hatte sich auf den weiten Gletscherfeldern abgelagert und für diese Färbung gesorgt. Viel tiefer in den unwegsamen Dschungeltälern, befand sich ein letzter Hort der Götter. Kaum ein Mensch traute sich in dieses Gebiet hinein. Dort wucherte und wuchs die Pflanzenwelt wie vor Urzeiten, und es gab nur wenige Eingeweihte, die Pfade oder Wege durch die schwarzen Berge

kannten. Zumeist waren es die Medizinmänner, die den Götzen huldigten.
Weiße versagten, wenn sie die schwarzen Berge erforschen sollten. In dieser stickigen Hölle, über der ständig Nebel lag, konnte es einfach niemand aushalten. Zahlreiche Expeditionen hatten früher und auch in der heutigen Zeit aufgeben müssen.
Tricias Heimat waren die Berge. Und dort wollte sie wieder hin. Aber zunächst mußte sie nachschauen, was geschehen war.
Sie hatte es empfunden wie den Treffer eines vernichtenden Blitzstrahls.
Urplötzlich war es über sie gekommen. Sie hatte bemerkt, daß etwas nicht stimmte. Es war wie eine Spaltung gewesen, die sie hart an eine Ohnmacht trieb. Ungeheuerliches war geschehen, das ihre gesamten Pläne durcheinander bringen konnte. Und seine Quelle hatte dieser Vorgang dort, wo sie sich aufhielt, wenn sie nicht in der Manege stand.
In ihrem Wohnwagen!
Obwohl Tricia di Monti es nicht genau wußte, war sie ziemlich sicher, daß jemand eingebrochen war. Einer, der dort überhaupt nichts zu suchen hatte und ihr gefährlich werden konnte. Sie hatte einen Ruf vernommen, den Hilfeschrei der Götter, und er war wichtiger gewesen als der Geisterjäger.
Deshalb ihre schnelle Flucht. Deshalb dieses blitzartige Wegrennen, um zu retten, was noch zu retten war.
Tricia di Monti besaß einen großen Vorteil ihren eventuellen Verfolgern gegenüber. Sie kannte sich auf dem Gelände ausgezeichnet aus. Dieser Bereich war zu ihrer zweiten Heimat geworden, und sie wußte genau, wie sie zu laufen hatte, um möglichst schnell an den bestimmten Ort zu gelangen.
Sehr oft schaute sie sich um. Dabei drehte sie stets ruckartig den Kopf, um genau sehen zu können, was sich hinter ihr tat. Sie erwartete den Verfolger, hoffte auf seinen tanzenden Schatten, der ihr auf den Fersen blieb, aber sie erkannte ihn nicht.
Den Gittergang hatte sie schnell durchmessen, war auch aus dem großen Käfigwagen gehuscht und eingetaucht in die Dunkelheit, die nicht einmal vom Widerschein des großen Zeltlichts erhellt wurde.
Vor ihr erschien eine andere Umgebung.
Es war noch immer dunkel, aber etwas stach aus dieser Finsternis scharf hervor.
Schatten!
Kompakte Massen. Mal quer, mal längs aufgestellt. Die zahlreichen Wohnwagen und Unterkünfte der Angestellten und Artisten.
Tricia hatte nicht mehr weit zu laufen. Sie wurde auch ein paarmal gesehen. Es waren Mitarbeiter des Unternehmens, die sich sehr schnell

zurückzogen, wenn sie an ihnen vorbeihuschte.

Auch ein Liliputaner sah die Frau. Genau der Mann, der Bill Conolly die Informationen gegeben hatte. Als die di Monti an ihm vorbeihuschte, bekam er es mit der Angst zu tun, wurde schreckensbleich im Gesicht und bekreuzigte sich.

Der kleine Mensch ahnte, was dem bevorstand, der in die Klauen der Frau geriet.

Für das Leben des Fremden sah es schlecht aus…

Während der Liliputaner noch überlegte, hatte Tricia di Monti ein paar Yards zurückzulegen, um ihr Ziel zu erreichen.

Sie wurde langsamer. Jetzt konnte sie sich ein wenig mehr Zeit lassen, zudem wollte sie nicht denjenigen warnen, der, sich in ihrem Wohnmobil umschaute.

Tricia di Monti glich wirklich einem Raubtier, das durch die Nacht glitt.

Den Arm hatte sie leicht angewinkelt. Die rechte Hand lag auf dem Griff des schwarzen Dämonendolchs. Er sollte in dieser Nacht noch zweimal sein Ziel finden.

Im schrägen Winkel näherte sie sich ihrer Behausung und ließ sich sogar noch Zeit, einmal um den Wagen herumzugehen. Als sie in Scherben trat, wußte sie Bescheid.

Da hatte es jemand versucht und auch geschafft, auf gewaltsame Art und Weise in den Wagen einzudringen. Für einen Moment glitt ein böses Lächeln über die Lippen der Frau. Als sie vor der normalen Tür stand, glich ihr Gesicht wieder einer starren Maske.

Sie trug zwar nur wenig Kleidung, jedoch besaß sie einen Schlüssel für die Tür. Ihn hatte sie immer bei sich. Sie trug ihn in einer kleinen Tasche an ihrer knapp sitzenden dunklen Hose.

Der flache Schlüssel paßte in den schmalen Schlitz des Sicherheitsschlosses. Lautlos glitt er hinein. Sie schob ihn bis zum Anschlag, zögerte einen Moment, drehte ihn nach links und öffnete so lautlos wie möglich die Tür.

In der Tat verursachte sie kaum Geräusche dabei. Auch als sie die Tür aufdrückte, war so gut wie nichts zu hören. Daß alles innerhalb des Wohnwagens einwandfrei funktionierte, dafür hatte Tricia immer Sorge getragen.

Als sie ging, verlagerte sie ihr Gewicht erst auf die Zehenspitzen, bevor sie sich bei jedem Schritt abrollen ließ und so ein lautloses Vorankommen ermöglichte.

Die Frau mit dem dämonischen Blut in den Adern war jetzt gespannt wie eine gebogene Stahlfeder. In ihrer eigenen »Höhle« kannte sie sich natürlich aus. Sie benötigte kein Licht, um sich orientieren zu können und stieß auch im Dunkeln nirgendwo gegen.

Unhörbar huschte sie auf den Vorhang zu. Dort blieb sie für einen

Moment stehen, lächelte wieder knapp und zog den Dolch aus der Scheide. Das dabei entstehende Geräusch war kaum zu vernehmen.

Da sie die Tür nicht geschlossen hatte, drang ein Luftzug in den Wagen.

Er berührte auch den Vorhang und ließ die Falten unmerklich zittern.

Tricia hatte sofort erkannt, daß jemand den Vorhang bis zur Hälfte aufgezogen hatte.

Ihr Blick war frei.

Und sie sah den Mann!

Der flackernde Kerzenschein war ihr schon zuvor aufgefallen. Sein Lichtkreis schaffte es, auch das Gesicht des Sitzenden ein wenig zu erhellen.

Tricia hatte einen guten Blick für Menschen, zudem ein hervorragendes Gedächtnis, so daß sie sofort erkannte, wer da auf ihrem Schminkhocker seinen Platz gefunden hatte.

Es war der Mann, den sie im Zirkus bei John Sinclair gesehen hatte. Den Namen kannte sie nicht, aber er hatte mit seiner Familie in der ersten Reihe gesessen.

Jetzt hockte er hier, und er hatte etwas Schreckliches getan. Der dunkle Kelch mit der wertvollen Flüssigkeit lag gekippt auf dem kleinen Schminktisch. Dampf wölkte aus der Lache hoch und wallte träge dem Spiegel entgegen.

Das Gesicht der Frau verzerrte sich vor Haß. Alles hätte passieren dürfen, nur das nicht.

Aber die Götter hatten bereits reagiert. Sie waren innerhalb der Spiegelfläche zu sehen. Ihre Gesichter formten sich aus dem Nebel, sie würden diese Freveltat nicht so ohne weiteres hinnehmen und sorgten dafür, daß der Mann, der sich für diese Tat verantwortlich zeigte, völlig down war.

Hilflos…

Genau das wollte sie.

Tricia brauchte nur vorzugehen und den Dolch nach unten in den ungeschützten Nacken des Mannes zu stoßen.

Ganz einfach…

Und sie machte einen lautlosen Schritt…

***

Bill Conolly konnte es nicht fassen. Er schaute in den Spiegel und sah den Rauch. Dieser seltsame Qualm verdichtete sich immer mehr. Er stieg aus der Lache hoch, zog träge auf die Spiegelfläche zu, ließ das Gesicht des Reporters verschwimmen und zeigte dafür zwei völlig andere Fratzen.

Sie gehörten den Göttern.

Bill hatte noch nie von ihnen gehört. Er ahnte jedoch, daß er hier

einem Rätsel auf die Spur gekommen war, dessen Grund im tiefsten Afrika verborgen lag und seine Auswirkungen auch in die europäische Zivilisation hineinstieß.

Ein Gesicht sah aus wie ein Helm aus Knochen, in den jemand Schlitze für Augen und Mund hineingeschnitten hatte. Das andere Gesicht schien zu einem Tier zu gehören. Eine wilde schwarze Haarpracht, in der seltsam ovale Augen zu sehen waren, eine angedeutete Nase und auch ein gewisser Mund.

Der Reporter stöhnte.

Er fühlte mit einemmal, daß er sich eigentlich zuviel vorgenommen hatte.

Durch seine ungeschickte Bewegung hatte er sich selbst eine Falle gestellt, denn die allmählich verdampfende Flüssigkeit trieb nicht nur gegen die Spiegelfläche, sie drang auch in sein Gehirn ein und beeinträchtigte das normale Denken.

Bill wußte zwar noch, wer er war und was er hier gewollt hatte, zudem wollte er hier weg, aber er schaffte es nicht mehr. Sein eigener Wille war reduziert worden und wurde immer stärker zerstört.

Die andere Macht gewann die Überhand.

Das Grauen war einfach nicht aufzuhalten. Dämonische Wesen einer fremden Magie hatten die Kontrolle übernommen. Sie würden Bill Conolly vernichten. Ihn zu einer Puppe degradieren, die keinen eigenen Willen mehr besaß.

Bill spürte nicht nur den fremden Einfluß, er hörte ihn auch. Stimmen wirbelten in seinem Gehirn. Sie sprachen dumpf, und die Worte kamen dem Reporter vor wie das ferne Klingen schwerer Glocken. Er konnte sie hören, aber nicht verstehen.

Die Stimmen — es waren zwei — redeten in einer für ihn völlig fremden Sprache, einem dämonischen Dialekt vielleicht, dessen Sinn dem Reporter rätselhaft war.

Du mußt weg!

Er gab sich selbst den Befehl. Schon einen Lidschlag später erkannte er, daß er damit nichts ausrichtete. Viel zu langsam hatte er reagiert. Selbst sein eigenes Anfeuern war dumpf, wattig und irgendwie nicht nachzuvollziehen.

Die andere Kraft war stärker.

Noch einmal bäumte sich der Reporter dagegen auf. Leider trat das Gegenteil dessen ein.

Er schaffte es nicht, seinen Körper vom Hocker hochzudrücken und fiel allmählich nach vorn. Dabei rutschten auch seine Hände vor. Sie glitten durch die seltsam träge Masse, die Bill aus dem Kelch verschüttet hatte.

Wie Öl oder Sirup fühlte es sich an, als seine Handflächen weiterglitten und er mit den Fingerspitzen den Rand des Spiegels

berührte. In dieser Haltung blieb der Reporter liegen.

Der immer noch aufsteigende Dampf umquirlte ihn und umgab ihn wie eine Wolke. Von Sekunde zu Sekunde sanken die Chancen des Reporters, sich allein aus dieser Misere zu befreien. Er würde es nicht schaffen.

Ein leises Stöhnen entfloh seinem Mund, als auch der Kopf nach rechts zur Seite sackte und auf Bills Unterarm Ruhe fand.

Zwar hielt er die Augen geöffnet, sah jedoch nichts. Der Vorhang und die Lücke darin verschwammen, so daß Bill Conolly nicht einmal die lauernde Gestalt erkannte, die sprungbereit dastand und in der hocherhobenen rechten Hand einen Dolch hielt, dessen Spitze auf den Nacken des Reporters wies.

Bill Conolly hatte die Götter gereizt. Jetzt waren sie dabei, grausam zurückzuschlagen…

***

Für mich gestaltete es sich als Vorteil, daß ich mit dem kleinen Johnny vor Beginn des großen Spektakels die Tierschau besucht hatte und auch den Platz kannte, auf dem die abgestellten Wohnwagen standen.

Mit gewaltigen Sätzen hatte ich die Strecke hinter mich gebracht. Dabei war ich mir vorgekommen wie ein Hase. Ich war allen möglichen Gegenständen ausgewichen, und niemand hatte mich aufhalten können.

So erreichte ich unangefochten den Parkplatz.

Rot und schwarz sollte der Wagen dieser Tricia di Monti sein. Das hatte mir ihr Vater berichtet. Nur war es verflixt schwer, in der Dunkelheit die Farben zu erkennen. Zwar brannten einige Lampen in der Nähe, aber ihr Licht war mehr als traurig.

Ich suchte wie ein Verrückter. Einmal sah ich einen kleinen Menschen, der mich beobachtete. Als ich mich umdrehte und ihn fragen wollte, war er verschwunden.

In diesem Gebiet hielt sich niemand auf. Jeder Mitarbeiter des Unternehmens befand sich im Zelt oder wenigstens in dessen Nähe. Die meisten Wagen hatte ich mir angeschaut. Allmählich wurde es Zeit, daß ich den richtigen fand.

Ich hatte Glück.

Plötzlich stand ich vor einem ziemlich großen Wohnmobil. Es gehörte zur modernen Sorte. Ich holte meine schmale Bleistiftleuchte hervor, knipste sie an und vergewisserte mich der zweifarbigen Lackierung. Oben schwarz, in der unteren Hälfte rot.

Das war er!

Ein paar Schritte huschte ich vor, trat in Scherben, warf einen Blick nach links und entdeckte das eingeschlagene Fenster an dieser Seite.

Dort wollte ich mich nicht hindurch quetschen. Jedes Wohnmobil besitzt eine Tür. Bei diesem Wagen lag sie weiter vorn.

Ich benötigte nur drei Schritte und war angenehm überrascht, den Einstieg offen zu finden.

Hatte ich mich zuvor schon behutsam bewegt, so achtete ich nun darauf, überhaupt kein Geräusch mehr von mir zu geben. Selbst das Atmen reduzierte ich, denn ich spürte die Gefahr.

Sie drang aus dem Wagen!

Leider war es mir nicht möglich, sie genau zu definieren. Für mich war sie vorhanden und besaß auch einen allgemeinen Namen.

Tricia di Monti!

Diese Frau hatte den Wagen vor mir erreicht. Auch über die draußen liegenden Scherben machte ich mir meine Gedanken. Wahrscheinlich war jemand in den Wagen eingestiegen und hatte zuvor das Fenster eingeschlagen.

Für mich gab es nur einen, der sich so etwas geleistet hatte.

Mein Freund Bill Conolly!

Befand er sich in Gefahr?

Schon bei meinem lautlosen Eintritt war mir der seltsame Geruch aufgefallen. Es stank irgendwie verbrannt, aber nicht von einem normalen Feuer stammend, in dem Holz verglüht wurde, sondern eher so, als würden organische Stoffe verkohlt.

Auf Zehenspitzen bewegte ich mich weiter. Leider konnte ich die Lampe nicht einschalten, aber ich sah den Kerzenschein. Etwa in der Wagenmitte entdeckte ich seinen an den Rändern allmählich zerfasernden Kreis.

Und ich sah den Schatten.

Nein, sogar zwei.

Einer befand sich direkt in der Nähe des Kerzenscheins. Der andere aber verschmolz fast mit der Dunkelheit, war jedoch langgezogen und in die Höhe geschraubt.

Auch bildete er aus seinem Ende einen leicht schrägen Winkel, aus dem etwas Spitzes hervorstach.

Der Dolch!

Urplötzlich bewegte sich der Schatten.

Da schoß ich!

***

Abermals blühte für einen kurzen Moment das Mündungsfeuer auf. Und als es zusammenfiel, sah ich die Gestalt zur Seite taumeln.

Mit einem gewaltigen Satz sprang ich vor, riß den Vorhang völlig zur Seite und bekam einen freien Blick.

Vor einem Spiegel hockte Bill Conolly. Neben ihm lag ein Kelch, aus dem eine träge Flüssigkeit gelaufen war, die allmählich verdampfte,

wobei die Wolken von einer seltsamen Spiegelfläche angezogen wurden, als wäre diese ein Magnet.

Wie ich beim ersten Blick erkennen konnte, war mein Freund Bill unverletzt, Tricia di Monti hatte es nicht geschafft, den Dolch in seinen Körper zu stoßen.

Und sie hatte meine Kugel voll bekommen. Ausschalten konnte das Silbergeschoß diese Frau nicht. Die Wucht hatte sie nur zur Seite gedriftet und große Hoffnungen in ihr radikal zerstört.

Das Gesicht war eine haßverzerrte Maske. Der Erfolg war ihr genommen worden, und die di Monti starrte mich an.

In ihr mußte eine Hölle toben. Zu nahe hatte sie einen weiteren Meilenstein auf dem großen Weg des Sieges vor sich gesehen, jetzt begann wieder alles von vorn.

»Du hast keine Chance mehr, Tricia di Monti!« sprach ich sie an. »Gib auf…«

»Nein! Nein…! schrie sie.« Die Götter lassen mich nicht im Stich. »Sie beobachten uns, und sie werden mir zur Seite stehen, wenn ich dich umbringe, Geisterjäger!«

»Welche Götter?«

»Die Schutzgeister der schwarzen Berge. Du siehst sie im Spiegel. Hinter dem Rauch erkennst du ihre Gesichter. Sie haben mich als Botin geschickt, sie haben mir ihr Blut gegeben, den Dolch aus Stein und den Auftrag, mich in einer anderen Welt umzuschauen. Ich habe lange gelernt, war oft allein, aber ich wußte die Götter immer bei mir. In diesem Kelch dort auf dem Tisch befand sich ihr Blut, das mir und der Dolchklinge die dämonische Kraft gab, andere in unseren Bann zu ziehen. Dieser Narr hat den Kelch umgekippt, doch es ist nichts verloren. Ich werde sie beschwören, und sie werden erneut ihr Blut opfern, um mich zu einer starken Dienerin zu machen, die ihre Botschaft in die Welt trägt. Darauf kannst du dich verlassen, Geisterjäger. Ich bin nicht zu besiegen. Ich werde weiterhin durch den Dolch Menschen mit dem Keim des Götterblutes infizieren, und keiner kann mich daran hindern, auch du nicht!«

»Das werden wir sehen«, erwiderte ich kalt, steckte die Beretta weg und zog meinen Dolch. Dabei sagte ich: »Mit dieser Waffe habe ich Gina erledigt und auch den Artisten Marcel. Noch eine dritte Person steht auf seiner Rechnung. Du, Tricia!«

Ihre Augen leuchteten für einen Moment auf. Ich hatte ihr den Kampf angesagt, sie wollte ihn ebenfalls.

»Ja, komm nur«, hauchte sie. »Komm her, dann zeige ich dir, wie man mit dem Dämonendolch umgeht! Ich bin unbesiegbar. Ich habe die Kraft der Götter in mir. Es gibt keine Stelle an meinem Körper, die schwach ist. Das werde ich dir beweisen.«

Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, da griff sie an!

***

Mir standen so gut wie keine Möglichkeiten zur Wahl. In diesem engen Wagen konnte ich weder weit nach links, noch nach rechts hin ausweichen. Deshalb war die Chance, von dem Dolch getroffen zu werden, sehr groß.

Gina war ich direkt angegangen, auch den Artisten namens Marcel. Hier tat ich es nicht und griff zu einem Trick, der mir im letzten Augenblick einfiel.

Ich packte mit der freien Hand den Vorhang und riß mit aller Kraft daran.

Diesem Zug hatte er nichts entgegenzusetzen. Er fetzte aus der Halterung unter der Decke, fiel nach unten, wurde von mir aufgefangen, und ich schleuderte ihn der angreifenden Frau genau in dem Moment entgegen, als sie mit stoßbereiter Waffe auf mich zuhechtete.

Mochte sie gewaltige Kräfte haben und auch Stein zertrümmern können, dieser Vorhang wurde für sie zur Falle. Er nahm ihr erstens die Sicht und wickelte sie zweitens wie ein Mantel ein.

Trotzdem blieb sie gefährlich. Ich hatte zum Glück nicht nachgesetzt, denn ich sah, wie in Brusthöhe die Dolchklinge durch den Stoff stach und mich sicherlich erwischt hätte.

Ich trat ihr die Beine weg.

Nicht nur sie kippte, auch der Dolch machte die Bewegung mit. Seine Spitze zeigte plötzlich zur Decke, dann krachte Tricia di Monti hart auf den Boden, wobei sie noch immer in den Vorhang eingewickelt blieb.

Ich ging ebenfalls auf Tauchstation und zog den Stoff noch fester. Zum Glück erwischte ich die freie Seite. Es bereitete mir keine Schwierigkeiten, und unter dem Stoff hörte ich das Grunzen und das seltsam dumpf klingende Schreien der Frau.

Dann stach ich zu.

Ich nahm den Dolch, rammte ihn nach unten und hatte keinen Erfolg. Die Klinge zersägte zwar den Stoff, sie glitt jedoch am Körper meiner Gegnerin ab.

Wie konnte ich sie besiegen?

Auch das Kreuz half nichts. Für den afrikanischen Zauber besaß es kein Gegenmittel, da nutzte es auch nicht, wenn ich es aktivierte. Aber ich hatte noch eine Waffe.

Die Gemme!

Sie war auf einen fremdländischen Zauber geeicht, stammte selbst aus dem Orient und vielleicht schaffte sie auch Tricia di Monti. Ich holte sie, so rasch es ging, hervor, während meine Gegnerin versuchte, sich aus dem Vorhang zu befreien.

Durch ihre verzweifelten Bemühungen warf der Stoff Wellen. Sie

rollten sich auf oder liefen gegeneinander, und ich sah, daß Tricia di Monti plötzlich mit dem Kopf aus der Öffnung schaute.

Direkt vor mir erkannte ich ihr wildverzerrtes Gesicht mit den funkelnden Metallaugen und dem weit aufgerissenen Mund.

Da war kaum noch etwas Menschliches, nur der Wille, das Grausame doch noch zu schaffen.

Ich hatte die Gemme.

Alles setzte ich auf eine Karte. Bevor es ihr gelang, mit dem Dolch durchzukommen, stieß ich meine rechte Hand nach unten und rammte ihr die Gemme zwischen die Zähne.

War das der Stein der Weisen?

Zuerst tat sich nichts. Sie lag nur starr da, biß die Zähne sogar zusammen, und im nächsten Augenblick ging ein Zittern durch ihre Gestalt. Sie wollte zu einem verzweifelten Schrei ansetzen, als die Gemme glutrot aufleuchtete.

Tricia di Monti verbrannte in einer magischen Hitze. Das Rot strahlte ab, es füllte ihren Schädel innen aus, und die Schlange auf der Gemme schien um das Doppelte zu wachsen.

Das Glühen ging zurück, und Tricia di Monti gab es nicht mehr. Sie war lautlos gestorben. Kein Wort der Klage war über ihre Lippen gedrungen.

Zurück blieb eine Hülle.

Schwarz und ölig glänzend. Das erkannte ich, als ich den Vorhang aufrollte.

Ich sah auch den Dolch, bückte mich und nahm ihn aus ihren Fingern.

Kaum hielt ich ihn in der Hand, als ich aufschrie, denn die Waffe war glühend heiß geworden.

Ich drehte mich und schleuderte sie weg.

Dabei hatte ich das Glück oder Pech, daß der Dolch genau auf den Spiegel zuflog. Kein Klirren erklang, nur ein sattes Platzen nahm ich wahr, dann war das Messer verschwunden.

Ebenso wie die Fratzen der finsteren Götter und auch die gesamte Spiegelfläche. An der Wand hing ein leerer Rahmen.

Und vor meinen Füßen lag ein verbranntes Etwas, das einmal Tricia di Monti gewesen war.

Ich nahm die Gemme aus ihrem Mund, steckte sie weg und tippte Bill Conolly auf die Schulter.

»He, Alter, aufstehen!« sagte ich.

Bill hob den Kopf und stöhnte. »Ich war doch gar nicht im Bett«, sagte er, noch immer leicht unter dem Eindruck seiner Erlebnisse stehend.

»Das ist ja das Schlimme«, erwiderte ich. »Nicht im Bett liegen und schlafen, soweit kommt es noch…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 273 »Im Terrornetz der Monster-Lady«, John Sinclair Nr. 274 »Nadine Bergers Geheimnis«